

Richard L. Cary Vorlesung

**Halte lieb deinen Genossen,
dir gleich.
ICH bin's**

Robert F. Antoch

Herausgegeben von der
Religiösen Gesellschaft der Freunde (Quäker)
Deutsche Jahresversammlung e.V.

2003

Inhalt

Vorwort: Vita Richard L. Cary	3
I. Prolog	4
II. Die Idee der Gewaltfreiheit – was sie mir bedeutet	8
III. „Lieb halten“ – wie Martin Buber es versteht	11
IV. Gewaltfreie, gütekräftige Konfliktaustragung	16
V. „Das Göttliche in jedem Menschen“ als Kern des so genannten Liebesgebots	19
Anhang	23
Vita Robert F. Antoch	30
Cary-Vorlesungen seit 1936	31
Nachtrag XII/2004	33

Copyright 2003

bei der Herausgeberin
Religiöse Gesellschaft der Freunde (Quäker)
Deutsche Jahresversammlung e. V.
Bombergallee 9
31812 Bad Pyrmont

ISBN 3-929696-32-0

Vorwort

Richard L. Cary wurde am 14. März 1886 in Baltimore, Maryland, geboren und absolvierte die Ausbildung zum Bergwerksingenieur. Er unterrichtete Mathematik an der Princeton University, als er sich im Jahre 1919 dem American Friends Service Committee in Philadelphia zur Verfügung stellte, um an der Organisation der Kinderspeisung mitzuarbeiten, die von den amerikanischen Quäkern in Deutschland nach dem Kriege durchgeführt wurde. Im Dezember 1919 kam er nach Deutschland, wo ihm die Arbeit im Ruhrgebiet zufiel. Er blieb hier bis zum August 1920.

Nach seiner Rückkehr nach Amerika wandte er sich dem Journalismus zu und wurde Mitglied des Schriftleiterstabes einer der bedeutendsten amerikanischen Zeitungen, der Baltimore Sun. Als Verfasser der Leitartikel dieser Zeitung war es sein Bestreben, der amerikanischen Öffentlichkeit die Gedankenwelt anderer Länder näher zu bringen und dadurch die durch den Krieg entstandene geistige Trennung der Völker zu überwinden. Hieraus entstand in ihm der Wunsch, wieder nach Deutschland zu gehen.

Im Jahre 1930 siedelte er mit seiner Familie nach Berlin über, um das Amt des amerikanischen Sekretärs in dem dortigen internationalen Sekretariat der Religiösen Gesellschaft der Freunde (Quäker) zu übernehmen. Seine ganze Arbeit war von der tiefen Überzeugung getragen, dass die Welt nur zum Frieden gelangen könne, wenn alle Beziehungen unter den Völkern darauf gegründet werden, dass der Mensch das Ebenbild Gottes ist. Durch vielseitiges Wissen konnte er vielen helfen. Er gewann weitreichende Verbindungen. So wurde er auch in den Vorstand der amerikanischen Handelskammer in Berlin berufen.

Im Frühjahr 1933 machte er eine Reise nach Amerika, wo er zahlreiche Vorträge hielt. Vielleicht ist es dieser Überanstrengung zuzuschreiben, dass ihn ein Schlaganfall traf, an dessen Folgen er am 16. Oktober desselben Jahres in Berlin starb. Seine Asche ist auf dem Quäkerfriedhof in Bad Pyrmont beigesetzt.

Zum Gedächtnis an Richard L. Cary hatten seine Freunde in Baltimore einen Betrag gesammelt, der dazu bestimmt war, in jedem Jahr während der Jahresversammlung der deutschen Quäker eine Vorlesung über Fragen zu ermöglichen, die sich aus der religiösen Grundhaltung des Quäkertums ergeben. Da der Betrag nach dem zweiten Weltkrieg entwertet war, übernahm die deutsche Jahresversammlung die Verpflichtung, die Vorlesung im Sinne der Freunde aus Baltimore weiterzuführen.

I. Prolog

Liebe Freundinnen und liebe Freunde, vor etwa drei Jahren wurde mir das Glück zuteil, von euch gebeten zu werden, heute – fast 70 Jahre nach seinem Tod – die Vorlesung zum Gedächtnis an Richard Cary zu halten. Dieser Vortrag soll Fragen gewidmet sein, die sich aus der Grundhaltung des Quäkertums ergeben. Mir war sofort klar, worüber ich reden wollte: nämlich über mein Lebensthema, über den Themenkomplex, der mich schon lange beschäftigt und mich vor Jahr und Tag dazu bewogen hat, mich den Quäkern anzuschließen.

Dabei – und darüber werdet ihr euch sicherlich wundern – fällt es mir gar nicht so leicht, dieses Thema, das mich schon so lange umtreibt, zu benennen: Unglücklicherweise fehlt mir nämlich das geeignete Wort dafür! Seit etlichen Jahren arbeite ich an so etwas wie einer Vision: an der Erkundung und Betrachtung eines Zusammenhangs, der sich für mich, für mein Fühlen, Denken und Handeln als äußerst bedeutsam erwiesen hat und so zum Thema meines Lebens geworden ist. Das Wirkgefüge, um das es dabei geht, hat in verschiedenen philosophischen, psychologischen und religiösen Traditionen ganz unterschiedliche Namen erhalten. Es dreht sich um eine Dynamik, die sich zwar vielfältig benennen, aber doch nicht zureichend in einem Wort erfassen lässt: um ein Thema also, das dort liegt, wo Worte enden. An eine philosophische Anregung musste ich denken, dass man darüber, worüber sich nicht reden lässt, schweigen soll – und jetzt sollte ich eine Vorlesung über so etwas halten, ausgerechnet eine Vorlesung? – Das bereitete mir erhebliches Kopfzerbrechen.

Ich will euch zunächst davon berichten, was es mit meiner Vision auf sich hat, und euch danach daran teilnehmen lassen, was unter diesen Umständen aus dem Ansinnen geworden ist, darüber eine Vorlesung zu halten. Mein Lebensthema hat aufs engste zu tun mit dem höchsten Wert, dem obersten „Gebot“ in der Tradition der jüdisch-christlichen Religion – mit dem „Gebot der Liebe“ und mit der darin stillschweigend vorausgesetzten Annahme, dass jeder Mensch zur Liebe fähig und berufen ist¹. Mir drängte sich mehr und mehr die Erkenntnis auf, dass die Möglichkeit und die Bestimmung zur Liebe im Kern dasselbe meinen wie das, was Quäker seit den Zeiten von George Fox mit dem Begriff „das Göttliche in jedem Menschen“ zu erfassen versuchen. Es geht dabei um den Glauben, „dass Gott einen Funken des göttlichen Lichts in jeden von uns gelegt hat und dass jeder Gott suchen kann, auch ohne Dogmen und Zeremonien, indem er sich diesem Licht öffnet“².

Nun scheint die Annahme, dass es etwas Göttliches in jedem Menschen gibt, einerseits nur die christlich-humanistische Sichtweise von der Gleichwertigkeit aller Menschen zu bestätigen. Andererseits bewirkt sie aber mehr, als der Gedanke der bloßen Egalität nahe legt: sie schreibt den Menschen – allen miteinander, jedem einzelnen und somit allen Mitgeschöpfen – eine sehr hohe, einzigartige Bedeutung zu, nämlich eine Gott-Ebenbildlichkeit.

Am deutlichsten wird das in der Geschichte, die Jesus von Nazareth im Matthäus-Evangelium zugeschrieben wird³. Jesus lässt darin den König und Richter im Jüngsten Gericht sagen: „Was ihr einem von diesen meinen geringsten Brüdern getan habt, das habt ihr mir getan“. Hier werden alle Menschen als Brüder Jesu (des Menschensohns) bezeichnet und jedem Unterschied nach Rang und Würde die Gleichwertigkeit aller entgegeng gehalten. Eine so eng definierte Nähe und Teilhabe des Menschlichen am Göttlichen hat, wenn man sie ernst zu nehmen versucht, unmittelbare und weitreichende Auswirkungen auf die Art und Weise, wie Menschen sich sehen

¹ Dass diese Kernaussage der biblischen Überlieferung als „Gebot“ zu verstehen sei, problematisiert Eugen Drewermann mit folgenden Worten: „Niemals wird man begreifen können, warum man immer wieder Gott so schildert, dass *das Fühlen* durch ‚Gebote‘ eingezwängt wird, die gegen jedes menschliche Empfinden von vornherein bestimmen, was gut ist und was böse“. In: *Das Markusevangelium. Bd.II.* Walter, Olten und Freiburg, 1989, S. 290ff. „Es geht nicht an ...“, die Nächstenliebe alternativisch gegen ‚Selbstsucht, Selbsterhaltungswillen, Angst zu stellen; es kommt vielmehr darauf an zu begreifen, dass die notwendige Egozentrik der *Angst* im Felde der Gottesferne sich erst durch ein tieferes ‚Bekenntnis‘ zu dem ‚einigen Gott‘ überwinden lässt; dann sind ‚Selbstliebe‘ (als Maß) und ‚Nächstenliebe‘ (als Bedürfnis, als Muss) keine Gegensätze mehr“ (ebd., S. 292).

² aus einem Flugblatt von Züricher Freunden, *The Friend*, 10.01.1997, S. 15f

³ Mt 25, 34-46

und wie sie miteinander umgehen. Alles, was Menschen unterscheidet, relativiert sich in dieser Sicht: Herkunft, Geschlecht, Besitz und Einfluss werden aus dieser Perspektive zu Nebensächlichkeiten. Macht und Herrschaft können sich dabei nicht mehr nur ihrer eigenen Logik gemäß entfalten, sondern sind dem Wirken des Göttlichen, des Kreativen, Schöpferischen in jedem Menschen anheim gestellt und verpflichtet – und darin auch geborgen.

Die Entdeckung, dass es zu allen Zeiten Menschen gegeben hat, die sich in ihrem Tun und Handeln nicht einfach von dem Bedürfnis nach Selbstdurchsetzung, von der Macht des Stärkeren und der daraus resultierenden Gewalt, sondern vom „Licht“ der Liebe leiten lassen wollten, hat mich tief beeindruckt. Und sie war meiner festen Überzeugung nach mit der Thora und mit der Bibel nicht neu in diese Welt gekommen. Ich versuchte, mir zu vergegenwärtigen, welche Namen die Menschen früherer Zeiten, in Zeiten vor und nach Christi Geburt und Wirken, dieser Erkenntnis gegeben haben und wie sie damit umgegangen sind.

Und in der Tat sind für den Wirkungszusammenhang, den ich meine, schon viele wunderbare Namen gefunden worden. Im alten China, etwa fünf bis vier Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung, nannten die Taoisten die unabsichtliche Verwirklichung des Tao ohne angestregtes Tun und vor allem ohne Gewalt einfach *te*⁴. In Indien gibt es das Wort *ahimsa* in der Bedeutung von „Gewaltverzicht“ und „Liebe“⁵; von Gandhi stammt der Ausdruck *satjagraha*⁶, was soviel bedeutet wie „Kraft der Wahrheit, der Liebe oder der Seele – im Unterschied zu Körperkraft“, und von Martin Luther King wird dasselbe als *strength to love*, also als „Kraft zu lieben“ bezeichnet. Den Begriff der „Achtsamkeit“ steuert der Buddhismus als seinen zentralen Wertbegriff zu diesem Thema bei, und unser Quäker-Freund Adam Curle hat „Die Kraft der Liebe“ in einem Gedicht dargestellt, das mich vor Jahren schon zu einer Übersetzung⁷ angeregt hat. Martin Arnold, der Pfarrer, Berufsschullehrer und Friedensforscher, hat vor einigen Jahren für die Kraft der Gewaltfreiheit den Namen *Gütekraft* entwickelt und propagiert⁸ und damit eine Wortschöpfung vorgenommen, die die Erkenntnis von Albert Schweitzer aufgreift, „dass Wahrheit, Liebe, Friedfertigkeit, Sanftmut und Gütigkeit die Gewalt sind, die über aller Gewalt ist“⁹.

Diese Vision, dass Liebe eine Macht ist, die in der entschiedenen Hinwendung zum Mitmenschen und in der Form des Verzichts auf die Macht und auf das Recht des Stärkeren zum gemeinsamen Gut aller Menschen gehört, hat für mich in unserer Gegenwart, in der die Gewalt sich in und zwischen Menschen wieder einmal ausbreitet wie ein böses Geschwür, immer mehr an Überzeugungskraft gewonnen. Und ich habe mich darin bestätigt gefühlt, als ich vor drei Jahren unseren Freund Kurt Strauß zum Thema „Quäkerglaube“ sprechen hörte, genauso wie vor zwei Jahren, als Rex Ambler uns das Ergebnis seiner Erkundungen der Quäker-Spiritualität vortrug; und erst recht in der Cary-Vorlesung im vorigen Jahr, als Roswitha Jarman uns einen Einblick in ihr Verständnis „Vom Wesen und Werk der Liebe“ darlegte, das mich in seinen Bann zog, weil sie sich genau wie ich dabei von Meister Eckhart, dem christlichen Mystiker und Ketzer, ebenso ergriffen zeigte wie von Martin Buber, dem jüdischen Religionsphilosophen.

Hier spätestens begannen natürlich auch meine Verlegenheiten. Die erste war die: was ich nach alledem denn wirklich noch selbst würde sagen können, ohne schon längst Gesagtes zu wiederholen. Und dann beschäftigte mich – viel tiefer noch – die bereits erwähnte zweite Verlegen-

⁴ „Die höhere Tugend (*te*) ist nicht (absichtlich) tugendhaft / und deshalb ist sie Tugend. / Die niedrigere Tugend will immer tugendhaft sein / und daher ist sie nicht Tugend. / Die höhere Tugend braucht keine Gewalt / aber nichts bleibt ungetan. / Die niedrigere Tugend braucht Gewalt, / aber sie erreicht nichts“ (aus: Lao Tse, *Tao Te King*. Zit. nach Alan Watts, *Der Lauf des Wassers*. Suhrkamp, 1983, S. 157).

⁵ Der lebendige Ausdruck des Sakralen im Alltag Indiens ist der traditionelle Gruß „*namaskar*“ (in Nepal sagt man „*namaste*“ dazu): eine Geste, bei der die Handflächen vor dem Herzen zusammengelegt werden; diese Geste bedeutet „Ich grüße das Göttliche, das in dir lebt“.

⁶ vgl. Wolfgang Sternstein in: Martin Arnold & Gudrun Knittel (Hg.), *Gütekraft erforschen*. Verlag Versöhnungsbund, Minden 1999

⁷ vgl. dazu das wunderschöne Gedicht von Adam Curle (wiedergegeben im Anhang S. 24)

⁸ Martin Arnold, *Was heißt ‚Gewaltfreiheit‘ – Gütekraft!* In: „Kirche und Frieden“, Frühling 1996, S. 4-6

⁹ Albert Schweitzer, *Aus meiner Kindheit und Jugend*. Becksche Verlagsbuchhandlung, München 1924, S. 63

heit: ob, und wenn ja, was ich denn zu solchen Themen in Worten überhaupt noch würde sagen können.

Ich habe mich, als ich mich auf die Anregung einließ, in diesem Jahr die Cary-Vorlesung zu halten, nun einerseits schon ohne Wenn und Aber für Worte entschieden. Andererseits aber soll und kann es damit nicht sein Bewenden haben. Wo Worte enden, wo sie das Gemeinte nur noch sehr unvollkommen zum Ausdruck bringen können, eröffnet sich der weite Bereich von Empfindung, Vorstellung und Phantasie, die den Geist beflügeln. Und so möchte ich euch, liebe Freundinnen und Freunde, anregen, aus euren Erfahrungen mit der stillen Andacht und mit Gesprächen aus der Stille den Impuls aufzugreifen, euch in das Gesagte einzufühlen. Ich möchte euch einladen, euch auf die Spur meiner Worte locken zu lassen, um ihren Sinn in euch zur Wirkung zu bringen.

„The end of words is to bring men to a knowledge of things beyond what words can utter“ hat unser Freund Isaac Pennington¹⁰ formuliert; ein Ausspruch, den die Quäker-Gruppe in Hannover folgendermaßen ins Deutsche zu übersetzen vorgeschlagen hat: „Endzweck der Worte ist, dass Menschen das verstehen, was Worte nicht mehr ausdrücken können“. Möge es uns gemeinsam gelingen, einen Zipfel dieses Geistes zu erhaschen!

Diese Hoffnung hege ich auch für diejenigen, die weder Martin Arnolds Ausdruck „Gütekraft“¹¹ oder „gütekraftiges Handeln“ in ihr Denken und in ihren Sprachgebrauch übernehmen möchten noch Martin Bubers Begriff „Dialogik“ benutzen wollen. Auch für das reichlich abgegriffene Wort „Liebe“ werden sich wegen seiner Unbestimmtheit vielleicht nicht viele von euch erwärmen können. Mit Martin Arnold habe ich mir in der „Arbeitsgruppe Gütekraft“ in sehr ausführlichen Gesprächen jede Menge Mühe um die Akzeptanz dieses Begriffs gegeben, und doch hat er uns nicht alle überzeugen können. Zu oft habe ich es auch selbst erlebt, dass der Gebrauch des Wortes „Gütekraft“ in Menschen Einwände¹² hervorge-rufen und Vorbehalte geweckt hat.

Vielleicht ist es dem tiefgründigen und weitreichenden Phänomen, dessen Spur ich folge, ja auch voll angemessen, dass es sich in einem einzigen Wort gar nicht fassen lässt: Zu vielschichtig sind seine Quellen, zu weitreichend seine verborgenen Voraussetzungen. Und so kommt es mir, wenn ich im Folgenden von „gütekraftigem Handeln“, von „Dialogik“ oder von „Liebe“ rede, auf diese Ausdrücke selbst auch nicht an, sondern nur auf das hinter dem jeweiligen Ausdruck Gemeinte, auf das, was das Wort zu erfassen versucht.

¹⁰ Nachzulesen in: Rex Ambler, *Wo Worte enden*. Religiöse Gesellschaft der Freunde (Quäker), Gruppe Hannover (Hg), Bad Pyrmont 1996, S. 4

¹¹ vgl. Martin Arnold, *Basistext: „Was untersucht die Gütekraft-Forschung?“* Arbeitspapier Nr. 18 des *Instituts für Friedensarbeit und Gewaltfreie Konfliktaustragung* (IFGK), 2003, S. 6ff – vgl. dazu meine Zusammenfassung davon im Anhang, S. 29

¹² Der vermutlich älteste Einwand (nämlich: dass „Güte“ zu absolut und zu moralisch klingt) ist nachzulesen in dem schon erwähnten Textvers aus dem *Tao Te King* – hier zitiert nach der Übersetzung in der Ausgabe bei Diogenes, 1985:

„Als der Weg verloren ging, tauchte die Tugend auf;
als die Tugend verloren ging, tauchte die Güte auf;
als die Güte verloren ging, tauchte die Gerechtigkeit auf;
als die Gerechtigkeit verloren ging, tauchte die Moral auf.
Die Moral ist eine Verkümmerng von Vertrauen und Treue
und der Anfang der Verwirrung;
das Wissen um die Zukunft
ist nur eine blühende Falle am Rande des Weges
und der Anfang der Torheit“.

Natürlich gilt derselbe Einwand, der hier gegen den Gebrauch des Wortes „Güte“ erhoben wird, in gleicher Weise gegen jeden anderen Ausdruck – also auch gegen die Verwendung des Begriffs „Liebe“.

II. Die Idee der Gewaltfreiheit – was sie mir bedeutet

Ich war schon lange mit Ideen und Aktionen zum Thema „Gewaltfreiheit“ beschäftigt, bevor ich begriffen habe, dass es dabei auch um mich ging. Denn meine Kindheit und Jugend sind von großem Leid, von viel Gewalt und einigen herben Verlusten gekennzeichnet.

Ich bin ein Kriegskind: in den letzten Kriegstagen im Riesengebirge geboren. Das lag im Jahre 1945 im damaligen Sudetenland, das zum Staatsgebiet der damaligen Tschechoslowakei gehörte, bis es von Hitler im Oktober 1938 „heim ins Reich“ geholt wurde. Zum Ende des Zweiten Weltkriegs tobte im Sudetenland noch ein grausamer Bürgerkrieg, in dem den Deutschen, zu denen meine Familie gehörte, von einigen heimgezahlt wurde, was das verbrecherische deutsche Besatzungsregime ihnen angetan hatte. Die Menschen um mich herum lebten in Angst und Schrecken. Allen war klar: Die Spirale von Gewalt und Gegengewalt würde unaufhaltsam in einen neuen Umlauf gebracht werden.

Von den geschundenen und sterbenden Soldaten der in Auflösung befindlichen deutschen Front im Osten war das Krankenhaus überfüllt, in dem ich geboren wurde. Da blieben für Mutterglück und Säuglingszufriedenheit buchstäblich wenig Platz und keine Zeit. Natürlich kann ich mich an die furchtbaren Ängste nicht erinnern: weder an die Angst meiner Mutter um mein und ihr Schicksal, noch an die Angst meiner Großmutter und meiner Tanten um unser aller Überleben und um das Leben ihrer Männer (auch meines Vaters) an der Front, noch gar an meine eigene Angst. Und doch spürte ich sie und habe sie immer gespürt und spüre sie bis heute; sie ist mir tief eingeschrieben. Und tief eingeschrieben sind mir auch der ungeheure Schmerz und die Trauer um den Tod meiner Mutter, noch ehe der Krieg zu Ende gegangen war und das lähmende Entsetzen nach dem Zusammenbruch aller Hoffnungen, in der Heimat bleiben zu dürfen. Selbst der Zusammenhalt der Familie stand auf dem Spiel.

Hätte es da nicht meine Großmutter und zwei tatkräftige Schwestern meiner Mutter gegeben, dann hätte auch der kränkelnde Säugling nicht überlebt. Und danach, im Spätsommer des nächsten Jahres, kam nach einer langen Reihe von Demütigungen meiner Familie die Demütigung der Vertreibung aus der Heimat: die Enteignung von Haus und Hof, der weite Weg in Viehwagons durch das zerfallende deutsche Reich. Der Treck wurde von Soldaten fortwährend belauert, bestohlen und auf jede unmenschliche Weise bedroht; viele Frauen und kleine Kinder haben das nicht überlebt. Der Kampf ums Überleben, gegen den fortwährenden Hunger, die ständige Angst um Leib und Leben, die bittere Not und die strenge Kälte des hereinbrechenden Winters ging über die Kräfte vieler Menschen. Hätte es mitten in diesem Abgrund nicht auch immer wieder ein Quäntchen Menschlichkeit und Erbarmen gegeben, hätten wir den weiten Weg durch das winterlich vereiste Norddeutschland zu meinem – inzwischen aus der Kriegsgefangenschaft entlassenen – Vater nach Bayern nicht geschafft.¹³

So waren Not, Verlust und hilflos erlebte Gewalt ständige Begleiter meiner Kindheit: die ohnmächtige Angst saß tief in mir, und die mühsam mehr unterdrückten als bewältigten Verlusterlebnisse meiner Lieben machte mich schon früh extrem empfänglich für solches Leid. Und wenn ich mich frage (oder wenn ihr mich fragt), warum ich von den alten Geschichten berichte, warum ich hier und heute rede über Gewalt und die Möglichkeiten ihrer Überwindung, dann kommt mir die Antwort: Ich rede über Gewalt und ihre Folgen, über Angst, Demütigung, Schmerz und Entsetzen, weil mir dieses Erleben tief eingeschrieben ist, weil ich ein von solcher Angst und Gewalt Gezeichneter bin.

Erst später im Leben konnte ich mir klar machen, was das heißt: ein Gezeichneter zu sein. Ich musste schmerzvoll erkennen, dass dieses Zeichen der Gewalt mindestens drei Facetten hat. Da gibt es eine tiefe archaische Schicht in mir, die sinnt auf Rache und Vergeltung. Die Spirale der

¹³ Und kaum hatte ich durch die Heirat meines Vaters mit der jüngeren Schwester seiner Frau eine neue Mutter bekommen, starb meine heißgeliebte Großmutter an gebrochenem Herzen über den Verlust der Heimat und ihrer beiden Söhne im Krieg.

Angst und der Gewalt – ich spüre sie auch in mir¹⁴. Daneben lässt sich eine zweite vernünftige Schicht entdecken; sie spekuliert auf Sicherung durch Abschreckung und stellt sozusagen den „kalten Krieger“ in mir dar. Aber dann ist da noch eine dritte Facette auszumachen, die stärker angereichert ist mit Lebenserfahrung und – mit Herz. Diese dritte Facette ist der Pfad, dem ich folgen und über den ich mir mit euch Gedanken machen will.

Denn zu meinen Erfahrungen im Leben gehörten eben schon recht früh auch sie: eine Reihe von einfühlsamen Menschen mit Herz und Verstand, die mich als Kind durch all diese Gefahren aufopferungsvoll begleitet und am Leben erhalten und mir vorgelebt haben, dass die Welt, so jammervoll sie uns auch immer wieder begegnet, auch der Ort ist, in dem der Jammer, die Angst und die Gewalt dank beherzten Handelns und tatkräftiger Hilfe nicht das letzte Wort haben müssen. Und ich meine damit nicht nur meine Familienangehörigen, die mein Überleben gesichert haben. Denn unsere Geschichte der Vertreibung ist nicht nur von Verfolgung und Demütigungen gezeichnet. Ohne die vielen ungenannten stillen Helfer am Rande dieses Weges hätten wir ja alle nicht überlebt: Immer wieder haben fremde Menschen uns geholfen und ihre kargen Vorräte mit uns geteilt – Menschen, die uns nichts schuldeten und denen wir es materiell nicht vergelten konnten; Menschen, die den Bedürftigen nicht als lästigen Schmarotzern und nicht als Feinden begegneten.

Und das ist es, liebe Freundinnen und liebe Freunde, warum ich euch heute davon erzähle. Gewaltfreies gütekräftiges Handeln – also der Vorsatz, Gewalt nicht mit Gewalt zu vergelten und der aktive Ansporn, selbst keine Gewalt auszuüben – das ist für mich nicht etwa nur ein Traum, ein hehres Ideal, sondern eine Einstellung und ein Tun, das mir und meiner Familie das Leben gerettet hat. Ein in diesem Sinne „gütekräftiges“ Handeln ist für mich ein lebenserhaltendes Prinzip des Umgangs von Menschen miteinander, ein unverzichtbares Zeichen von Menschlichkeit.

Mit wachsendem Abstand von meinen traumatisierenden Kindheitserlebnissen und in meinem Bemühen, sie zu verstehen und aufzuarbeiten, stellte sich mir nun viele Jahre danach eine entscheidende Frage: Ob die diesen Erlebnissen zugrunde liegenden Gewalterfahrungen so unausweichlich sind, wie sie sich dem Kind und seiner Familie zunächst eingepägt hatten. Ich machte mich damit vertraut, dass es im Zusammenleben von Menschen immer wieder und auch notwendigerweise gegensätzliche Interessen gibt, die mit den eigenen Zielen unvereinbar sind. An den Interessen der zuvor ihrer Rechte beraubten tschechischen Bevölkerung z.B. war ja nichts unrecht, auch sie kämpften gegen Demütigungen, Enteignung und Versklavung ihrer Nation, ihrer Familien und – nicht zuletzt – ihrer jeweiligen menschlichen Existenzen.

Wenn ich hier mein eigenes Schicksal als Beispiel dafür nehme, wie frühkindliche Erfahrungen das Handeln und Erleben eines Menschen von Anfang an prägen können, so bin ich mir dessen bewusst, dass ich damit nicht allein stehe. Man braucht nicht auf die neueren wissenschaftlichen Erkenntnisse der Entwicklungspsychologie zurückzugreifen, um erkennen zu können, wie prägend solche Erfahrungen sind. Und so wird es auch unter euch, die ihr mir zuhört, etliche geben, die aus den Traumatisierungen ihrer Kinderzeit, aus dem Erleben von Gewalt, Not und Ungerechtigkeit heraus zunächst mehr oder weniger ohne besondere Vorsätze dazu gekommen sind, ihr Leben der Aufgabe zu widmen, der Gewalt in den Arm zu fallen.

Denn es ergibt sich ja immer wieder, dass zwischen Menschen Interessengegensätze entstehen, in denen jeder voll berechtigt danach trachtet, seine Menschenwürde und sein Recht zu wahren. Und da es sie also gibt, diese existenziellen Konflikte zwischen Menschen, zwischen Parteien, zwischen Nationen und auch Religionen – sollte sich doch wohl auch ein Weg finden lassen, solche schwierige Situationen aufzugreifen und die darin enthaltenen Probleme und Konflikte anzugehen, ohne das Recht des Stärkeren walten zu lassen und ohne Gewalt auszuüben! – Sollte man nicht von Anfang an den Weg der Gewaltfreiheit einschlagen können?

¹⁴ z.B. in der Faszination für Western-Filme, in denen mit dem Colt (!) in der Hand die verletzte Gerechtigkeit sofort wiederhergestellt (!?) wird.

Das Ziel, den Weg der Gewaltfreiheit zu gehen, sich der Austragung von Konflikten zu stellen, ohne dabei auf Gewaltmaßnahmen zurückzugreifen¹⁵, habe ich fest ins Auge gefasst und stand doch immer ziemlich ratlos da, wenn es sich um Probleme zwischen größeren Gruppen von Menschen ging. Diese Ratlosigkeit hat mich auch, als ich das Amt des Schreibers im Friedensausschuss wahrnahm, sehr bedrängt. Es schien mir immer auf der Hand zu liegen, dass der Frieden mit andern dort beginnt, wo es mir gelingt, gegen alle Widerstände in mir und bei den andern in Frieden mit mir zu leben und diese friedvoll-liebevolle Haltung auf den konkreten Mitmenschen zu übertragen¹⁶. Die gesellschaftlichen und politischen Bedingungen dafür zu schaffen, erscheint mir allerdings als ein notwendiger zweiter Schritt; in meinen heutigen Überlegungen will ich mich aber auf den ersten Schritt dahin begrenzen.

Wie ich eingangs schon bemerkte, habe ich im Laufe der Zeit feststellen können, dass es dazu seit Menschengedenken eine Menge Ansätze gibt. Und der Ansatz, von dem ich mich in meinen folgenden Gedanken exemplarisch leiten lasse, ist der von Martin Buber.

¹⁵ vgl. dazu die die Friedens-Definition vom *Verein Aachener Friedenspreis e.V.*: „Frieden ist eine Grundhaltung, die Interessengegensätze auf den verschiedensten Ebenen so austrägt, dass damit dem Ausbruch von gewaltsamen Feindseligkeiten jeglicher Boden entzogen wird“.

¹⁶ John Andrew Gallery hat dazu im QUÄKER (Heft 4, 2003, S. 161ff) unter dem Titel: „Eine Perspektive zum Friedenszeugnis“ eine sehr bemerkenswerte Stellungnahme abgegeben.

III. Lieb halten“ – wie Martin Buber es versteht

In seinem Beitrag zu einer philosophischen Anthropologie mit dem Titel „Urdistanz und Beziehung“ geht Martin Buber von der Erkenntnis aus, „dass das Prinzip des Menschseins kein einfaches, sondern ein doppeltes ist“¹⁷. Die beiden Hälften dieses Prinzips, das Für-sich-Sein und das In-Beziehung-treten, schließen sich nicht gegenseitig aus, sondern ein und lassen sich schon gar nicht in ein Schema von „gut“ und „böse“ pressen. Vielmehr beschreibt Buber damit eine doppelte Bewegung, deren erste die Voraussetzung der zweiten ist. Die erste Bewegung nennt er „Urdistanzierung“, die zweite das „In-Beziehung-treten“ und sagt: „Dass die erste die Voraussetzung der zweiten ist, ergibt sich daraus, dass man nur zu distanzierterem Seienden, genauer: zu einem ein selbständiges Gegenüber gewordenen, in Beziehung treten kann“ (ebd).¹⁸

Martin Buber, manchen womöglich bekannt als der Autor und Kündler des „Dialogischen Prinzips“, stellt damit Anforderungen an den Dialog, die sich nur auf den ersten Blick als moralisch gemeinte Bedingungen, also als moralisches oder ethisches Gebot¹⁹ verstehen lassen. Auf den zweiten Blick entpuppen sie sich jedoch als Beschreibungen von Bedingungen, die sich aus der Natur und der inneren Logik der seelischen Entwicklung ergeben, um die es ihm geht. In der Tat: Erst, wenn Menschen eine Chance bekommen und genutzt haben, eine Beziehung zu sich selbst aufzubauen, erst wenn sie ein Für-sich-Sein gefunden haben, werden sie in der Lage sein, zu anderen Menschen in Beziehung zu treten.

Wenn Buber also nun als erstes die Feststellung trifft, dass das monologische, auf sich selbst bezogene Dasein allein den Kriterien eines liebevollen Umgangs nicht entspricht – so erklärt sich die ja fast von selbst. Die zweite Feststellung, dass das bloße dialogische Dasein mit der Liebe auch nicht gleichzusetzen ist, wird dem schwer verständlich sein, der es gewohnt ist, moralisierend „Egoismus“ und „Altruismus“ als gute und böse Eigenschaften gegeneinander zu stellen und sie als falsch oder richtig zu bewerten. Zwar ist „Liebe ohne Dialogik, also ohne wirkliches Zum-Andern-gehen, Zum-Andern-gelangen und Beim-Andern-verweilen“²⁰ ein Unding, aber eine Hinwendung als solche reicht eben noch nicht aus, um die Liebe, wie Buber sie versteht, zu begründen. Zum Lieb-halten-Können gehört eben nicht nur die Fähigkeit, sich auf den andern zu beziehen und sich ihm zuzuwenden, sondern die Erfüllung der Voraussetzung: sich zu sich selber in Beziehung setzen zu können²¹.

So formuliert Buber also als Drittes die Feststellung: „Freilich muss man, um zum Andern ausgehen zu können, den Ausgangsort innehaben, man muss bei sich gewesen sein, bei sich sein“ (ebd.). Hier sind wir wieder bei der ersten Hälfte des Doppelprinzips von Buber. Und es wird deutlich, warum die erste nicht als schlecht oder böse von der zweiten Hälfte abgespalten werden darf: Wer sich selbst als Person nicht kennt, nicht anerkennt, nicht achtet und nicht gut zu sich sein kann, auch und gerade da, wo er seine Möglichkeiten und Ziele verfehlt, wird damit weder zu sich noch zu anderen eine wirklich tragende Beziehung aufnehmen können. – Und wie sollte er das auch tun? Wie sollte er seine Mitmenschen verstehen, sie in ihrem Wert würdigen, in ihren Zielen achten und sie auch in ihren Fehlern und Unvollkommenheiten nachsichtig beurteilen, sie annehmen, ihnen vergeben und sie anschließend womöglich wohlwollend korrigieren können, wenn ihm das alles mit sich selber nicht gelingt?

¹⁷ Martin Buber, *Urdistanz und Beziehung* [1950]. Verlag Lambert Schneider, Heidelberg 1978, S. 11

¹⁸ Buber nimmt damit eine psychologische Erkenntnis vorweg, auf deren Grundlage die Psychoanalyse, nachdem sie zunächst anders entworfen worden war, später zu einer Beziehungsanalyse weiterentwickelt wurde – vgl. z.B. Thea Bauriedl, *Beziehungsanalyse*. Suhrkamp, Frankfurt 1980.

¹⁹ Zu dem gelehrten Streit darüber, inwieweit man das Liebesgebot zu Recht ein Gebot nennen kann, habe ich in der ersten Fußnote schon die Auffassung Drewermanns zitiert. – Die Frage, ob die Befolgung des „Liebesgebots“ eine moralische Überforderung der Menschen oder eine Grundtatsache des gesunden Seelenlebens darstellt, hat wie gesagt, auch vor der Psychoanalyse nicht Halt gemacht. Für Interessierte habe ich im Anhang (S. 25) zwei kontroverse Meinungen dazu, nämlich die von Sigmund Freud und Erich Fromm, festgehalten.

²⁰ Martin Buber, *Zwiesprache* [1930]. In: ders., *Das dialogische Prinzip*. Verlag Lambert Schneider, Heidelberg 1979, S. 169

²¹ vgl. dazu die Beschreibungen unter Punkt 4 des Anhangs S. 28

In diesem Zusammenhang, in dem Selbst- und Nächstenliebe einander nicht entgegenstehen, sondern aufeinander gründen und aufeinander verweisen, fügt Bubers Übersetzung des biblischen „Liebesgebots“ im 3. Buch Moses 19,18 – von Luther übersetzt als „Liebe deinen Nächsten, wie dich selbst“ der üblichen Lesart eine eigene, entscheidend neue Lesart hinzu. – Buber übersetzt:

„Halte lieb deinen Genossen, dir gleich. ICH bin's“²².

1 Mein Genosse ist wie ich.

- 1.1 Er will – wie ich – lieb gehalten werden.
- 1.2 Ich will – wie er – lieb gehalten werden.
- 1.3 Ich vertraue darauf, dass er es kann: weil ich es kann.
- 1.4 Ich vertraue darauf: Mein Mitmensch ist wie ich.

2 Wenn jeder lieb gehalten werden will, dann ist dies nur möglich, wenn es jeder tun kann und will.

- 2.1 Wenn ich es nicht tue, dann bleibt der Wunsch meines Mitmenschen unerfüllt.
- 2.2 Wenn er es nicht tut, dann bleibt mein Wunsch unerfüllt.
- 2.3 Um meinen und seinen Wunsch der Erfüllung näher zu bringen, kann ich ihm zeigen, dass ich es will und darauf vertrauen, dass er es ebenso kann und will.

3 Ich bin wie er, der Genosse, ausgestattet mit der Kraft, lieben zu können.

- 3.1 Mir und meinen Mitmenschen ist damit etwas Wertvolles gemeinsam: die Fähigkeit und Möglichkeit des gegenseitigen achtsamen Umgangs.

4 Lieb-halten zielt auf Wechselseitigkeit.

Das so genannte Liebesgebot stellt eine seelische Tatsache fest: Was sich zunächst wie eine moralische Vorschrift anhört, ist auch als eine Feststellung über die Bedingung des Lieb-haltens zu lesen.

5 Meinen Genossen kann ich nur so lieb halten, wie ich mich selbst lieb halten kann.

- 5.1 *Mich* lieb-halten heißt: über meine Fehler und Misserfolge hinweg vertrauensvoll, achtsam und wertschätzend an diesem Wollen festhalten zu können – egal was passiert.
- 5.2 *Ihn* lieb-halten heißt: über seine Fehler und Misserfolge hinweg vertrauensvoll, achtsam und wertschätzend an diesem Wollen festhalten zu können – egal was passiert.
- 5.3 Wie sollte der Mitmensch den Wert meiner Liebe erfahren können, wenn er nicht spürte, dass auch *mir* mein Lieb-halten wertvoll erscheint, weil *ich* es bin, der es will und tut?
- 5.4 Und wie sollte der Mitmensch den Wert meiner Liebe erkennen, wenn er davon ausgehen müsste, ich folgte dabei nur einem (abstrakten) Sollen und nicht meinem (konkreten) Wollen?

6 ICH bin's.

- 6.1 ICH bin der Herr, der Schöpfer? – Oder:
- 6.2 ICH bin die Liebe, die jedem Menschen mitgegebene schöpferische Fähigkeit und Möglichkeit zu lieben.
- 6.3 ICH bin die in Freiheit gebotene Fähigkeit und Möglichkeit zum Mittun an der Schöpfung als „das Göttliche in jedem Menschen“ (George Fox).

²² „Die Schrift“ verdeutscht von Martin Buber und Franz Rosenzweig, Band I, *Die fünf Bücher der Weisung*. Lambert und Schneider, Heidelberg 1981, S. 326

Am ungewöhnlichsten klingt in diesem Zusammenhang sicher für die meisten von uns das Wort Genosse. Der Ausdruck stammt aus dem Wortschatz vom Anfang des vorigen Jahrhunderts, und ist, auch wenn sich manch einer daran erinnert (und davon abgestoßen) fühlen mag, gewiss nicht im Sinne einer sozialistischen Gemeinschaft oder gar einer sozialistischen Männer-Gemeinschaft aufzufassen. Stattdessen geht er auf den hebräischen Urtext zurück und beinhaltet eine Kritik am Ausdruck „Nächster“. „Zu Unrecht“, so schreibt Buber, „hat Luther das hebräische ‚Genosse‘ (...) in einen ‚Nächsten‘ verwandelt. Wenn alles Konkrete gleich nah, gleich nächst ist, hat das Leben mit der Welt nicht Gliederung und Bau, nicht menschhaften Sinn mehr. Aber zwischen mir und einem meiner Genossen in der Genossenschaft der Schöpfung braucht, wann irgend wir einander nah kommen, nichts zu mitteln, weil wir der gleichen Mitte verbunden sind“²³.

Dieses Dreiecksverhältnis zwischen Gott und mir und den (Mit-)Menschen hat mich immer sehr beschäftigt und bewegt. Im Neuen Testament, im Johannes-Evangelium, malt Jesus ein Bild von diesem Verhältnis, das mich sehr anrührt: Gott ist der Winzer, „ich [Jesus] bin der Weinstock und ihr seid die Reben“ (Joh.15, 5). Und so wie die Liebe das Verhältnis des Winzers zum Weinstock prägt, so soll auch die Beziehung des Weinstocks zu seinen Reben und der Reben untereinander von Liebe geprägt sein. Der Ausdruck, den Jesus daraus für das Verhältnis der Menschen untereinander und auch zu ihm gebraucht, ist der der Freundschaft: „Ihr seid meine Freunde, wenn ihr tut, was ich euch gebiete“ (Joh.15, 14). Und als ob auch er den Charakter dieses Gebots relativieren und ihn von einem Befehl unterscheiden wollte, fügt er hinzu: „Nicht mehr nenne ich euch Knechte, denn der Knecht weiß nicht, was der Herr tut“ (Joh.15, 15).²⁴

Das Grundprinzip, von dem hier die Rede ist, ist also zunächst einmal die Gleichwertigkeit aller Menschen, Jesus eingeschlossen. Die Verbundenheit mit der gleichen Mitte, mit dem Schöpfungsakt des Schöpfers, macht die Geschöpfe zu Gleichen, die nicht durch Befehl und Gehorsam aneinander gebunden sind, sondern durch das Wahr-Nehmen und das vertrauensvolle An-Nehmen des An-Gebots: sich als Freunde zu verstehen und sich aus dieser Überzeugung heraus liebevoll zueinander zu verhalten.

Das Prinzip der Gleichwertigkeit mag auf den ersten Blick recht selbstverständlich klingen, ist aber, wie sich bald zeigen wird, sehr wohl als Anstoß gemeint und soll auch anstößig klingen. So klar und selbstverständlich es uns heute nämlich scheinen mag, dass Menschen bei allen Unterschiedlichkeiten ihres Geschlechts, ihrer Herkunft und Hautfarbe, ihres Einkommens, ihrer Lebensart und ihrer Bildungsgrade als gleichwertig und damit auch als gleichberechtigt zu betrachten sind – es war nicht immer so, und es ist auch heute nicht überall so. Und überhaupt nicht selbstverständlich wirkt das Prinzip allemal, wenn man Gleichwertigkeit auf die Verhaltensweisen von Menschen bezieht. Denn man muss fragen: Sind Menschen, die andere ausbeuten, demütigen, quälen und umbringen, denn wirklich von gleichem Wert wie die, die der Gewalt abgeschworen haben und diesen Vorsatz nach Kräften zu beherzigen versuchen?

Im Vertrauen auf die Gleichwertigkeit aller Menschen liegt der entscheidende, anstößige Punkt. Dass die Unterschiedlichkeit des Verhaltens von Menschen an ihrer prinzipiellen Gleichwertigkeit nichts ändern soll, ist meiner Ansicht nach eine Zumutung, eine Herausforderung an unser Gefühl und unsere Vernunft. Und doch sind „in der Genossenschaft der Schöpfung“, als Reben

²³ Martin Buber, *Zwiesprache* [1930]. In: ders., *Das dialogische Prinzip*. Lambert Schneider, Heidelberg 1979, S. 169f - Die Diskussion um die Frage, ob der „Nächste“ oder der „Genosse“ eine zureichende Übersetzung des hebräischen Wortes „Rea“ sei, hat eine lange Geschichte. Martin Buber hat dazu wie folgt Stellung genommen: „Sei liebend zu deinem Genossen als zu einem, der wie du ist“, heißt es in der Schrift, und kurz danach, wie um durch die besondere Hervorhebung in alle Zeiten jeden etwa möglichen Missverständnis auszuschalten: „Sei liebend zum Gast als zu einem, der wie du ist“. Rea, Genosse, ist der Mensch, mit dem ich gerade zu tun habe, der mir ebenjetzt begegnende Mensch, der Mensch also, der mich in diesem Augenblick ‚angeht‘, gleichviel ob er mir volkeigen oder volksfremd ist. Ich soll, buchstäblich übersetzt, ‚ihm lieben‘: mich ihm liebend zuwenden, ihm Liebe erzeugen, Liebe antun; und zwar als einem der ‚wie ich‘ ist: liebesbedürftig wie ich, der Liebestat eines Rea bedürftig wie ich, - wie ich es eben von meiner eigenen Seele her weiß. ... Sei liebend zu deinem Mitmenschen als einem, der wie du ist – ihr kennt ja die Seele des Menschen, dem es nützt, dass man liebend zu ihm sei, denn Menschen seid ihr und leidet selber die Menschennot“ (Martin Buber in Vorwort zu Hermann Cohen, *Der Nächste*. Schocken, Berlin 1935, S. 6f).

²⁴ Die „Religiöse Gesellschaft der Freunde“ bezieht sich in ihrer Namensgebung auf eben diese Aussage im Neuen Testament.

am selben Weinstock, alle Menschen Geschöpfe wie du und ich. Alle wollen leben, sich erhalten und entfalten, anerkannt und wertgeschätzt werden. In höchstem Maße gefordert ist allerdings unser Vertrauen, dass man denen, die sich (aus welchen Gründen auch immer) in ihrem gewalttätigen Tun verrannt haben – wenn man es ihnen nicht nachträgt und sie zur Umkehr anleitet – genauso vertrauen kann, wie denen, die Gewalt ablehnen.

Zu denen, die Gewalttätigkeit ablehnen, zählen – davon gehe ich einmal aus – wir selbst (damit meine ich mich und euch) ja wohl auch. Doch ich kenne es auch aus eigener Erfahrung: dass ich mich verirren kann, dass ich, wenn ich auch noch niemanden um sein Leben gebracht habe, doch immer wieder einmal in irgendeiner Form Gewalt anwende. Erst werde ich schwach und gebe mich dann stark, um mir Anerkennung zu verschaffen, um mich durchzusetzen, um mich schadlos zu halten. Mein Genosse ist wie ich, und ich bin wie er. Zur Gewalt sind wir alle fähig und immer wieder einmal auch willig, oder wenigstens verführbar, auch wenn es uns dann manchmal auf eine Weise passiert, die wir „unabsichtlich“ oder „unbewusst“ nennen.

Wenn wir uns das klar machen, geht es zunächst einmal um Selbsterkenntnis. Als Empfehlung eines meiner psychotherapeutischen Berufskollegen fällt mir dazu ein Satz aus seinem Buch „Umarme deinen Schatten“ ein. Die darin enthaltene Anregung basiert auf der Erfahrung, „dass es jedes Mal, wenn man ein Gefühl, eine Eigenschaft, einen Charakterzug oder ein Talent verdrängt, so ist, als werfe man Teile seiner selbst in den Müllsack“²⁵. Dort aber ist es nicht gut aufgehoben! Es zeigt sich nämlich immer wieder, dass man mit seinem seelischen Hab und Gut so nicht umgehen und seine negativen, verbotenen und störenden Eigenschaften so nicht loswerden kann.

Am wenigsten ist dies möglich, wenn wir dessen eingedenk bleiben, dass die Dynamik, die wir als „Streben nach Macht“ oder als „Aggressionstrieb“ zu bezeichnen pflegen, zu unserer normalen menschlichen Ausstattung gehört. Wir müssen freilich lernen, sie so genau wie möglich von dem zu unterscheiden, was als „Gewalttätigkeit“ oder „Destruktivität“ davon abzuheben ist. Unsere Aggressionsbereitschaft als Drang zur Durchsetzung des eigenen Willens, als Freude und Lust am eigenen Wirken und Gestalten: Sie ist als die uns mitgegebene Antriebskraft aus unserem Leben nicht wegzudenken. Man kann unsere Neigung zur Aggression, ohne die Haltung sorgfältig einzuschätzen, in der man sie ausübt, nicht einfach „böse“ nennen²⁶.

Gefährlich, schädlich und „böse“ wird dieser Trieb ja erst durch einen bestimmten Umgang mit ihm, nämlich durch seine Verabsolutierung und durch seine Herauslösung aus dem Wirkgefüge des Lebensvollzugs als Ganzem. Zu diesem Gefüge gehört nach Buber aber außer der in diesem Trieb wirkenden richtungslosen Kraft unverzichtbar noch eine andere Komponente, nämlich die Kraft der Abwägung und Entscheidung. Diese beiden gegenläufigen Kräfte beherrschen nach talmudischer Tradition jeden menschlichen Lebensvollzug. „Der Schöpfer“, so Buber, „hat sie dem Menschen als dessen zwei Diener mitgegeben, die ihren Dienst aber nur im echten Zusammenwirken vollziehen können“²⁷, und eben nicht als Herren und Knechte. Die Qualität des Bösen ergibt sich daraus, dass Menschen auseinanderdividieren, was zusammen gehört. Der Mensch löst also den einen Trieb aus seinem schöpfungsmäßigen Zusammenhang mit dem anderen heraus, verselbständigt ihn und macht in solcher Verselbständigung eben den, der ihm zu dienen bestimmt war, zu seinem Götzen. „Die Aufgabe des Menschen ist deshalb nicht, den bösen Trieb in sich zu vertilgen, sondern ihn wieder mit dem guten zu vereinen“²⁸.

Um diese Einigung zustande zu bringen und die Gefahr der Verselbständigung zu vermeiden, muss man meinem Verständnis nach der vorausgehenden Abspaltung freilich zuallererst einmal gewahr werden und sie sich offen und verständnisvoll eingestehen. Es ist eben diese

²⁵ Jean Monbourquette, *Umarme deinen Schatten*. Herder, Freiburg 1997, S. 49

²⁶ „Der ‚böse Trieb‘ ist nicht weniger notwendig als sein Geselle, ja notwendiger noch als er, denn ohne ihn würde der Mensch kein Weib freien und keine Kinder zeugen, kein Haus bauen und keinen Wirtschaftsverkehr pflegen“ (Buber, *Bilder von Gut und Böse* [1952]. Heidelberg 1986, S. 34) – vgl. dazu auch die Cary-Vorlesung von Helmut Ockel, *Bin ich meines Bruders Hüter?* Religiösen Gesellschaft der Freunde (Quäker), Bad Pyrmont 1990.

²⁷ Martin Buber, *Bilder von Gut und Böse* [1952]. Heidelberg 1986, S. 33

²⁸ ebd. S. 34

Unfähigkeit der Selbstwahrnehmung und Selbstanerkennung, diese Intoleranz sich selbst und dem andern gegenüber, in der auch unser Freund Paul Oestreicher eine entscheidende Wurzel der Gewalttätigkeit erkennt: „Der Teufel“, so schreibt er, „steckt in jedem von uns. Es ist leicht, andere zu verteufeln und nicht zu erkennen, dass der andere ein Spiegelbild von einem selbst ist“²⁹.

Und damit komme ich zurück auf das unannehmbare gewalttätige Verhalten, mit dem wir uns oft konfrontiert finden und auf die anstößige Forderung, dass *allen* Menschen, also auch denjenigen, die andere ausbeuten, demütigen, quälen und umbringen, der gleiche Wert zukommt wie denjenigen, die der Gewalt abgeschworen haben oder dies jedenfalls nach Kräften versuchen. Einerseits scheint mir klar: Wenn Menschen Kontakt halten zu der eigenen potentiellen Fehlbarkeit und Gewalttätigkeit in ihnen selbst, dann gibt es in Wirklichkeit keine „Achse des Bösen“, die einen wesensmäßigen Unterschied zwischen „guten“ und „bösen“ Menschen markiert. Andererseits liegt es für mich auf der Hand, dass wir, wenn wir selbst auf die Ausübung von Gewalt verzichten wollen, die Gewalt anderer genau so wenig billigen können wie die eigene. Damit erlaubt uns meinem Verständnis nach der Grundsatz der Gleichwertigkeit also gerade nicht, Gewalttätern, Gewalttaten und Unrechtsmaßnahmen gegenüber eine wertfreie, eine ungerührte oder gar gleichgültige Laisser-faire-Haltung einzunehmen.

So steht für mich fest, dass wir gut daran tun, diejenigen, die dazu ansetzen, ohne Mitgefühl, also rücksichtslos und gewalttätig mit uns oder mit anderen umzugehen, zur Wahrnehmung dieses Unrechts anzuleiten. Wir sind dazu aufgerufen, ihnen ihr Unrecht vor Augen zu halten und sie nach Kräften dazu zu bewegen, von ihrer Gewalttätigkeit abzulassen. So wie wir uns selbst dazu gedrängt sehen, unsere eigene Gewaltbereitschaft im Zaum zu halten, so sind wir herausgefordert, uns auch anderen gegenüber für ein gerechtes Vorgehen einzusetzen und deren Gewaltbereitschaft wenn irgend möglich in gewaltfreie Handlungsweisen zu transformieren. Denn Gerechtigkeit und Menschenwürde können nicht für die einen mehr und für die andern weniger gelten: sie sind unteilbar.

Freilich, so wenig es uns nützt, uns der *eigenen* Gewaltbereitschaft mit Gewalt zu widersetzen, so wenig kann und wird es uns auf Dauer³⁰ nützen, uns der *fremden* Gewalt mit Gewalt zu widersetzen. Doch widerspricht es dem Liebesgebot ganz offensichtlich auf ebenso eklatante Weise, Gewalttaten gegen uns oder gegen andere Menschen einfach widerspruchslos hinzunehmen.

Was also ist zu tun?

²⁹ zit. nach Publik-forum Nr. 4, 2003, S. 21

³⁰ Auch wenn Gewalt in bestimmten kriegerischen Situationen im gegebenen Augenblick oft als die einzige Möglichkeit zur Verhinderung noch schlimmerer Verbrechen erscheint; hierhin gehört die Frage nach der Rechtfertigung von Blauhelm- oder Polizei-Einsätzen.

IV. Gewaltfreie, gütekräftige Konfliktaustragung

Es lässt sich wohl nicht verkennen, dass die Anerkennung der Gleichwertigkeit aller Menschen und das Liebesgebot mitnichten darauf hinauslaufen, die Ausbeuter, Folterer und Mörder einfach gewähren zu lassen. Jeder, der seine eigenen Impulse zur Ausübung von Gewalt, von Rache und Hass kennt und ihnen zu widerstehen und sie unter Kontrolle zu bringen versucht hat, wird dies auch als Möglichkeit aller andern Menschen erkennen und anerkennen. Ich hatte von meiner festen Überzeugung gesprochen, dass wir damit dazu aufgerufen sind, auch denen, die wir gewalttätig handeln sehen, beherzt und entschieden in den Arm zu fallen und sie mit allen erdenklichen Mitteln davon abzubringen.

Ich sage: „Mit allen erdenklichen Mitteln“ – aber nicht mit Gewalt. Denn mit dem eigenen Gebrauch von Gewalt würde genau der Unterschied eingeebnet, auf den bei aller Gleichwertigkeit der größte Wert zu legen ist. Jeder, der sich selbst zu Gewaltanwendung verleiten lässt, würde damit die Erkenntnis leugnen, die er im Umgang mit sich selbst gewonnen hat: dass auch die Unterdrückung seiner eigenen Gewalttätigkeit mit Gewalt nicht zu bewerkstelligen ist. Dieser Umstand lässt das so genannte Liebesgebot mit seiner Annahme der Gleichwertigkeit in einem grundsätzlich neuen Licht erscheinen. Der Ausübung von Gewalt abzuschwören, ist unter diesem Blickwinkel ein Angebot, das wir im Verhältnis zu uns selbst genauso zu beherzigen haben wie im Verhältnis zu anderen Menschen. Wenn wir dem Angebot folgen wollen, steht es uns nicht frei, die Mitmenschen in ihrer Gewalttätigkeit einfach gewähren zu lassen.

Also müssen wir das Liebesgebot so verstehen, dass es uns dazu anhält, der Gewalt Einhalt zu gebieten, egal ob es sich um die unsrige oder die anderer Menschen handelt. – Aber wie können und müssen sie dann aussehen, die erdenklichen Mittel, mit denen wir Gewaltfreiheit gegen den Widerstand anderer durchsetzen, ohne uns selbst der Gewalt zu bedienen?

Der Dreh- und Angelpunkt gewaltfreien, gütekräftigen Handelns ist, soweit ich erkennen kann, das Vertrauen: das Vertrauen in die eigene Wirkmächtigkeit, das Vertrauen in den anderen Menschen und das Vertrauen in die damit eingeschlagene vernünftige und verantwortliche Handlungsweise. Ein eindrucksvolles Beispiel für solches Vertrauen berichtet Horst-Eberhard Richter³¹ von Nelson Mandela, der 27 Jahre lang im Gefängnis gesessen hat: „Aber dort war ihm klar geworden, dass die Ausübung von Gewalt stets Selbsterniedrigung und Beschädigung von Selbstachtung bedeutet. Sogar seinen Gefängniswärtern merkte er an, dass sie insgeheim darunter litten, was ihnen zu tun aufgegeben war. Mandela hat aufgeschrieben, dass ihn der Glaube daran stützte, dass in allen menschlichen Wesen die Kraft zur Mitmenschlichkeit angelegt war“.

Auch an dem Beispiel des Friedensaktivisten Wolfgang Sternstein, von dem der Gütekraft-Forscher Burkhard Bläsi in seinem Buch³² berichtet, wird deutlich, dass es bei gütekräftig ausgetragenen Konflikten immer wieder um die Auflösung des scheinbaren Widerspruchs zwischen der notwendigen beherzten, entschiedenen Vorgehensweise und der gebotenen Achtung vor den Menschen geht, mit denen man es in solchen Situationen zu tun bekommt. Entschieden handeln heißt eben keinesfalls rücksichtslos oder gar feindselig handeln!

Sternstein initiierte eine Aktion, die er „Entzäunungsaktion“ nennt. Dabei ging es darum, der Öffentlichkeit die Gefährlichkeit einer US-amerikanischen Militäranlage³³ bei Stuttgart dadurch ins Bewusstsein zu bringen, dass er zusammen mit einigen anderen den Zaun um diese Anlage zu öffnen versuchte. Mit einem freudig (und nicht angstvoll!) vorgetragenen Versprechen, den Wachsoldaten hinter dem Zaun der Militäranlage aus seiner Einzäunung zu befreien (!), also mit einer hintergründig witzigen Anspielung auf einen totalen Perspektivwechsel zwischen Angreifer und Angegriffenem, gelang es ihm, dem Soldaten in seiner Angst den Wind aus den

³¹ Horst-Eberhard Richter, *Die Gegenmacht der Menschlichkeit*. In: Publik-forum Nr. 7, 2003, S. 62

³² Burkhard Bläsi, *Konflikttransformation durch Gütekraft*. Lit-Verlag, Münster 2001.

³³ Das EUCOM (European Command) bei Stuttgart ist das Hauptquartier der US-Streitkräfte für Europa, den Mittelmeerraum und den Mittleren Osten.

Segeln zu nehmen und ihn spüren zu lassen, dass er es bei dieser Aktion nicht mit „Feinden“ zu tun hatte, sondern mit Menschen in einem Einsatz für eine – von der Gegenseite aus betrachtet – gerechte Sache³⁴.

In beiden Beispielen wird deutlich, dass es über die Annahme der Gleichwertigkeit aller Menschen hinaus einer tief verwurzelten Hochachtung der menschlichen Kräfte und Möglichkeiten – also auch der eigenen Wirkungsmöglichkeiten – bedarf, damit ein solches Vertrauen aufrechterhalten werden kann. Um seinem Wärter anmerken zu können, dass er unter seiner Aufgabe leidet und einen Wachsoldaten spüren zu lassen, dass die Rollen von Täter und Opfer relativ und vertauschbar sind, muss man sehr genau hinschauen und sich einfühlen in den andern. Es gilt darauf zu vertrauen, dass dies dem anderen auch möglich ist; dies in seiner Haltung und in seinem Handeln zum Ausdruck zu bringen, ist die eigentliche Kunst beim Handeln mit Gütekraft! Wenn das gelingt, lösen sich die in diesen Situationen so nahe liegenden, scheinbar festgefahrenen Feindbilder auf, und es ergeben sich für beide Seiten neue Spielräume, neue Freiräume für das Handeln.

Ich hoffe, die genannten Beispiele lassen deutlich werden, was es heißt, mit sehr subtilen Mitteln, aber eben nicht mit Gewalt gegen Gewalttätigkeit vorzugehen. Was den zentralen Kern der Bestimmung von gewaltfreiem Vorgehen bzw. „gütekraftigem Handeln“ betrifft, so erwies sich in der vorhin schon erwähnten Forschungsarbeit von Burkhard Bläsi die Verbindung von „Vertrauensaufbau“ und „Paroli bieten“ als der entscheidende Faktor dieses Handelns. Mit „Paroli bieten“ bezeichnet er das beherzte Vorgehen von Menschen, die – wie vor allem das letztgenannte Beispiel zeigt – ohne Rücksicht auf mögliche Nachteile, wie etwa die Verhaftung durch die Polizei und eine anschließende Verurteilung, sich der ungerechten Sache in den Weg stellen. Manche werden das Aufschneiden eines Zaunes, auch wenn es vorher angekündigt ist und auch, wenn vorher zu Gesprächen über Sinn und Zweck der Aktion eingeladen wird, freilich trotzdem Gewalt nennen: Als Gewalt im Sinne der Verletzung des Gleichwertigkeitsprinzips möchte ich hier allerdings nur ein Handeln gelten lassen, mit dem andere Menschen missachtet³⁵, gedemütigt, verletzt oder getötet werden. Genau dieser Gefahr aber versuchen Menschen wie Gandhi, Mandela oder Sternstein vorzubeugen, indem sie in ihrem Gegenüber den Mitmenschen wahrnehmen und ansprechen.

Mit dem Vertrauen in die (Mit-)Menschlichkeit des Gegenübers gelangt man vor allem in Konflikten, die nicht zwischen einzelnen Menschen, sondern zwischen Parteien, Nationen oder Glaubensgemeinschaften ausgetragen werden, allerdings sehr schnell an scheinbar unüberwindbare Grenzen. Viele schließen daraus, dass das Liebesgebot und sein weltlich-rationales Pendant, der Kategorische Imperativ, in politischen Zusammenhängen keine Anwendung finden könnten; so z.B. Helmut Schmidt in der Auseinandersetzung über die Nachrüstung in Deutschland während der 80er Jahre. Auch die Dokumentation einer Kontroverse zwischen Gandhi und Buber über das Problem der Juden in Deutschland und in Palästina in den Jahren 1938/39³⁶ legt dafür ein eindrucksvolles Zeugnis ab.

Mit der Suche nach einem dritten Weg zwischen Gewaltanwendung und der Hinnahme von Unrecht im internationalen Rahmen haben sich in den Nachkriegsjahren bis in die aktuelle Gegenwart des Irak-Kriegs hinein viele Menschen befasst³⁷. Natürlich kann und will ich mich diesen Diskussionen nicht generell verschließen. In meinen weiteren Überlegungen aber will

³⁴ Um einen ähnlichen Anstoß zu einem verblüffenden Perspektivwechsel geht es auch in der kleinen Geschichte von Zen-Meister Hakuin und einem Samurai (im Anhang S. 26). – Auch in der bekannten Empfehlung Jesu, dem Angreifer die andere Wange hinzuhalten, ist der Kern der Botschaft nicht das widerspruchslose Erdulden, Gewährenlassen oder gar die Aufforderung zu weiterer Gewalttätigkeit, sondern die durch Worte, im Kern aber durch die entschiedene und furchtlose Haltung zum Ausdruck gebrachte Anregung zum Umfühlen und Umdenken der Situation.

³⁵ Dass im Fall der Entzünungsaktion von Wolfgang Sternstein dem Willen und der Entscheidung einer Gruppe von Menschen, die Bundesrepublik Deutschland oder „den freien Westen“ mit Mitteln der Abschreckung zu verteidigen, „Paroli geboten“ wird, steht außer Frage. Aber was als Gewalt anzusehen ist, lässt sich allgemeingültig, also gültig für alle Menschen, kaum definieren. – Die an der Entzünungsaktion Beteiligten würden für sich geltend machen, dass sie der Durchsetzung des Rechts des Stärkeren und der damit verbundenen Verletzung der Gleichwertigkeit der Menschen Einhalt und in diesem Sinne „Paroli“ geboten haben.

³⁶ vgl. Christian Bartolf (Hg.), *Wir wollen die Gewalt nicht. Die Buber-Gandhi-Kontroverse*. Selbstverlag, Berlin 1998.

³⁷ vgl. dazu Dorothee Sölles Gedicht im Anhang S. 27

ich dabei bleiben, mich mit den individuellen seelischen Voraussetzungen dazu zu beschäftigen. Denn hier, in unserer seelischen Orientierung, in unseren Gefühlen und Überzeugungen, nehmen auch soziale Konflikte ihren Ausgang, und hier können sie entweder ihre Zuspitzung oder ihre Befriedung erfahren.

Das hartnäckige Bestehen auf der Verständigung mit dem Gegner und auch das „Paroli bieten“ setzen unabdingbar voraus, dass der Handelnde auf die Dialogfähigkeit seines Gegenübers vertraut. Allerdings stellt auch genau diese Voraussetzung eine doppelte Schwierigkeit dar, die jeder zunächst in seinem eigenen Inneren bewältigen muss: nämlich (1.) das Problem, jemandem zu vertrauen, von dem her er ein Unrecht oder eine Bedrohung erlebt und (2.) der Herausforderung zu begegnen, bei aller Entschlossenheit im Auftreten verletzend und abwertende Gedanken und Handlungen zu vermeiden. Das heißt nichts anderes, als gegen die eigene Empörung, gegen die oft aufkommende Versuchung der Verachtung des Gegners und – was sich immer wieder als besonders bedeutsam herausstellt – gegen die Angst (gegen die eigene Angst genauso wie gegen die Angst auf der Gegenseite!) auf die angstüberwindende Kraft zu vertrauen, die ich in mir spüre.

Wenn man die Spirale der Gewalt verhindern oder brechen will, zeigt sich nämlich, dass es hauptsächlich darauf ankommt, sich mit der Spirale der Angst und mit dem Gefühl der Unsicherheit zu beschäftigen, die der Gewalt in aller Regel zugrunde liegen und ihr eine scheinbare Rechtfertigung verleihen. Auf den Zusammenhang von Angst, Gewalt und Sicherung der errungenen Vorteile verweist in ihrem neuen Buch auch die Autorin Christina Kessler. In ihrer Auseinandersetzung mit überkommenen patriarchalen, betont männlich orientierten Haltungen und Denksystemen kommt sie auf deren Ausgangspunkt zu sprechen, nämlich auf die Hervorhebung der Unterschiede zwischen Menschen, die auf der Wahrnehmung von Ungleichheit von Leistung, Erfolg und Ansehen beruht. „Die Überzeugung der Ungleichheit ist der Kerngedanke des patriarchalen Ich-Verständnisses. Sie öffnet einer Moral die Tore, welche an die Überlegenheit des Stärkeren glaubt und damit dem Stärkeren das Recht zuweist. (...) Und weil diese Macht von vornherein mit dem Guten assoziiert wurde, erhielt sie den Nimbus des Unfehlbaren, Unantastbaren, Heiligen, das mit allen Mitteln verteidigt werden musste. Ihm gegenüber stand die Angst des Schwachen, charakterisiert durch Ohn-Macht, gekennzeichnet durch das Gefühl, nicht gut genug zu sein und nicht genug zu bekommen, eine Angst, die immer weitere Kreise zog, bis sie schließlich zu einer Angstspirale mit vielfältigen Windungen wurde“³⁸.

Wenn es im Konfliktfall also darauf ankommt, mich mit meiner Angst und meiner Ohnmacht zu konfrontieren und mich um das Vertrauen in mich selbst und auf mein Gegenüber immer wieder zu bemühen, so entsteht die Frage, auf welche Weise ich mich dieses Vertrauens immer wieder vergewissern kann. Und hierzu ist meinem Verständnis nach nun als ein entscheidender Weg derjenige hilfreich, der in dem letzten, dem für mich wesentlichen, eindeutig religiösen Teil des Liebesgebots zum Ausdruck kommt, nämlich in dem Nachsatz „ICH bin’s“.

³⁸ Christina Kessler, *amo ergo sum – Ich liebe, also bin ich*. Arbor Verlag, Freiamt 2002, S. 60.

V. „Das Göttliche in jedem Menschen“ als Kern des so genannten Liebesgebots

In meiner konventionellen Bibelübersetzung steht: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst: Ich bin der Herr!“ Ja, da gehört ein Ausrufezeichen an den Schluss des Satzes, und es scheint ohne weiteres klar, dass es da einen Herrn und Gott gibt, der über die Einhaltung des Gebotes „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ wacht.

Wie anders klingt da in meinen Ohren doch Bubers Übersetzung! Zunächst einmal kann ich das, was ich wohl in seiner Übertragung noch als Gebot höre, auch als Feststellung lesen, als eine Anregung und Einladung zum Handeln, die ich überprüfen kann und aus der nicht nur ein moralisches Gebot spricht, sondern auch eine Begründung herauszulesen ist: Ich möge ihn, meinen Mitmenschen, mein Mitgeschöpf, lieb halten, weil er mir gleicht wie ich ihm; und weil er mir gleicht, will und kann er genauso lieb halten und lieb gehalten werden wie ich. – Und dann kommt der Nachsatz, der für mich die beiden Übersetzungen noch mehr, noch radikaler voneinander unterscheidet: so radikal, dass er für manche, die sich die Überwachung der rechten Gläubigkeit zur Aufgabe gemacht haben, schon ketzerisch geklungen haben muss: „ICH bin’s“.

ICH – das ist unmissverständlicherweise als Herr und Gott auch noch in Großbuchstaben geschrieben. Aber war nicht im gleichen Atemzug von meinem Nächsten, von meinem Mitgeschöpf, von dem Menschen also, der mich hier und jetzt angeht, die Rede und von seiner Gleichwertigkeit mit mir? – Beim ersten Lesen ist dieser Satz so zu verstehen, dass es Gott ist, der das sagt. Mir aber erschließt sich der Satz auch noch in einer anderen Bedeutung. Ich kann die Aussage nämlich auch so verstehen, dass der oder das, was sich als Gott zu erkennen gibt und als ICH offenbart, der Nächste ist oder besser gesagt der andere Mensch, der mich gerade angeht. So könnte das ICH (zu verstehen als „Gott“, als „die Liebe“, als das Liebeswerte schlechthin) zum einen der Grund, zum andern aber auch der Gegenstand der Anregung des Liebesgebotes sein.

Dazu lese ich z.B. bei Meister Eckhart: „Alle Gebote Gottes kommen aus der Liebe und aus der Güte seiner Natur; denn kämen sie nicht aus der Liebe, so könnten sie nicht Gottes Gebot sein. Gottes Gebot ist ja doch die Güte seiner Natur, und seine Natur ist seine Güte in seinem Gebot“³⁹. Liebe, Güte, Gott und Gebot – der mittelalterliche Mystiker spricht nicht von einem Herrn, der uns ein Gebot von außen auferlegt und dessen Nichteinhaltung unter Strafandrohung stellt. Er zeigt sich vielmehr im wahrsten Sinne des Wortes begeistert von der Liebe, von einer Liebe, die sich gerade dadurch als echt erweist, dass sie keinen übergeordneten Zweck verfolgt. Denn, so sagt er, „Liebe hat kein Warum. Hätte ich einen Freund und liebte ich ihn darum, dass mir Gutes von ihm geschähe und mein voller Wille, so liebte ich nicht meinen Freund, sondern mich selbst. Ich soll meinen Freund lieben um seiner eigenen Güte und um seiner eigenen Tugend und um alles dessen willen, was er in sich selbst ist: dann erst liebe ich meinen Freund recht, wenn ich ihn so ...liebe“ (ebd.).

Wie das Wort „lieben“ in diesem Zusammenhang zu verstehen ist, habe ich an anderer Stelle schon als Frage aufgeworfen. Unter Berücksichtigung von Meister Eckharts Gleichsetzung von Gott, Güte und Liebe gewinnt das mit „Gott“ bezeichnete wie schon bei Buber die Bedeutung des zentralen Bezugs- und Mittelpunkts der Haltung zum Mitgeschöpf. Auch bei Eckhart geht es mit der Abweisung des „Warum“ nicht um eine Liebe im Alltagsverstand, nicht um eine Liebe, die irgendeinem Zweck folgt. Das Wort „Liebe“, das im allgemeinen Sprachgebrauch so oft, so vielfältig und für so unterschiedliche Handlungen wie z. B. Beischlaf, Gefühlsüberschwang, Sympathie und selbstlose Aufopferung benutzt wird, trägt hier nur zur Verwirrung bei.

Gemeint ist hier ganz offensichtlich vielmehr etwas ganz Einfaches und doch tief Greifendes: die Bereitschaft zu einem auf das ICH des Schöpfers und auf die Schöpfung gerichteten

³⁹ Meister Eckhart, *Deutsche Predigten und Traktate*. Carl Hanser, München 1963, S. 299

Mitschöpfertum, eine Bereitschaft, die einen vertrauenswürdigen Rahmen für eine unwillkürliche, unmittelbare, durch keinen Zweck vermittelte absichtslose Hinwendung zum Mitgeschöpf bildet. Eine Hinwendung zum Mitgeschöpf, zu dem, „weil wir der gleichen Mitte verbunden sind“⁴⁰, nach Buber nichts zu mitteln braucht. Denn, so Buber, „die wahre Gemeinde [zu verstehen als „Gemeinschaft“; RFA] entsteht nicht dadurch, dass Leute Gefühle füreinander haben (wiewohl freilich auch nicht ohne das), sondern durch die zwei Dinge: dass sie alle zu einer lebendigen Mitte in lebendig gegenseitiger Beziehung stehen und dass sie untereinander in lebendig gegenseitiger Beziehung stehen. Das zweite entspringt aus dem ersten, ist aber noch nicht mit ihm allein gegeben. Lebendig gegenseitige Beziehung schließt Gefühle ein, aber sie stammt nicht von ihnen. Die Gemeinde baut sich aus der lebendig gegenseitigen Beziehung auf, aber der Baumeister ist die lebendige wirkende Mitte“⁴¹.

Es lohnt sich, so finde ich jedenfalls, diesen Gedanken von Buber, auch wenn er sich dem ersten Lesen nur schwer erschließt, noch ein zweites oder drittes Mal auf sich wirken zu lassen. So wie ich ihn verstehe, kommt in ihnen das Bild des Dreiecksverhältnisses zwischen Gott, den Menschen und ihren Mitmenschen zum Ausdruck, das Jesus in dem schon zitierten Gleichnis aus dem Johannes-Evangelium (S. 13) vom Winzer, dem Weinstock und den Reben gebraucht. So wie in der Arbeit im Weinberg und in der Natur der Weinstock und seine Reben zur Produktion von Wein bestimmt sind (und ihnen dies der Winzer nicht vorschreiben oder gebieten muss), so leben die Menschen in ihrem Selbstsein aus ihrem Bezogensein heraus, ohne dass man ihnen dies gebieten muss – sie können sich dabei frei für oder gegen die Liebe entscheiden; das von allen erwünschte Ergebnis ist freilich nur unter Einsatz von Liebe möglich.

Damit komme ich am Ende meiner Vorlesung zu einem weiteren, letzten Gedanken, den ich euch, liebe Freundinnen und Freunde, nicht vorenthalten möchte.

Wer in seinem Begriff vom Menschen nicht beim isolierten Individuum stehen bleibt, sondern die Person in ihrem personalen und sozialen Umfeld zum Gegenstand der Betrachtung macht, gelangt meines Erachtens notwendigerweise zu der Erkenntnis, dass wir als Individuen uns selbst, also von innen her, von Anfang an und immer schon in einem sozialen Umfeld erfahren. Unser Bezogensein auf die Welt und auf die anderen Menschen ist ein unverzichtbares Element der Wahrnehmung unseres Selbstseins. Das Bezogensein auf andere ist meiner tiefen Überzeugung nach in der Gattung Mensch von allem Anfang an angelegt. Und wie diese Bezugnahme auf den andern erlebt wird: ob sie erhalten und entfaltet wird oder ob sie mangels geeigneter Anregung verkümmert – das ist meiner Erfahrung nach eine Frage seiner seelischen Gesundheit oder Krankheit⁴².

In diesem Sinne begreife ich es als eine allen Menschen gemeinsame Lebensaufgabe, einen möglichst wachen Sinn für ihr Selbstsein im Bezogensein zu entwickeln. Diese Suche nach Sinn ist auf dem Hintergrund seiner jeweiligen Lebenserfahrungen freilich jedem individuell aufgegeben. Von entscheidender Bedeutung für jeden ist allerdings, ob sein Gefühl des Bezogenseins von der Angst beherrscht wird, sich im Kampf aller gegen alle durchsetzen und bewähren zu müssen und ob er in diesem Kampf in der Anpassung und Unterwerfung sein Heil sucht; oder ob er sich der Gleichwertigkeit und Würde (Gemeinschaft, Einheit) mit allen andern Menschen bewusst werden und für die Erhaltung und Entfaltung des Lebens entsprechend einsetzen kann.

Diese Haltung zum Leben nennt Martin Buber von seinem spirituellen Standpunkt aus „das metaphysische und metapsychische Faktum der Liebe“⁴³ und beschreibt dieses Faktum so: „In seinem Sein bestätigt will der Mensch durch den Menschen werden und will im Sein des Andern eine Gegenwart haben. Die menschliche Person bedarf der Bestätigung, weil der Mensch als Mensch ihrer bedarf. Das Tier braucht nicht bestätigt zu werden, denn es ist, was es

⁴⁰ Martin Buber, *Zwiesprache* [1930]. In: ders., *Das dialogische Prinzip*. Lambert Schneider, Heidelberg 1979, S. 169f

⁴¹ Martin Buber, *Ich und Du* [1923]. In: ders., *Das dialogische Prinzip*. Lambert Schneider, Heidelberg 1979, S. 47f

⁴² vgl. Robert F. Antoch, *Beziehung und seelische Gesundheit*. Fischer TB, Frankfurt 1994

⁴³ Martin Buber, ebd. S. 48; vgl. dazu auch meine Zusammenfassung auf S. 28 des Anhangs

ist, unfraglich. Anders der Mensch: aus dem Gattungsreich der Natur ins Wagnis der einsamen Kategorie geschickt, von einem mitgeborenen Chaos unwittert, schaut er heimlich und scheu nach einem Ja des Seindürfens aus, das ihm nur von menschlicher Person zu menschlicher Person werden kann; einander reichen die Menschen das Himmelsbrot des Selbstseins“⁴⁴.

Der religiös-spirituelle Bezug, den Martin Buber damit meiner in vielen Lebens- und Berufsjahren gewonnenen grundlegenden psychologischen Überzeugung hinzufügt, ist also der, dass es bei der Verbindung des Selbstseins mit dem Bezogensein keiner neu hinzugenommenen sinnstiftenden Instanz bedarf, keines neuen erdachten oder konstruierten Vermittlers, sondern dass es der Grund des Seins selber ist, der diese Verbindung immer schon darstellt. Diese Instanz können wir „Gott“ nennen, oder (mit Jesus) auch „Vater“ oder (mit feministischen Theologinnen) auch „Mutter“ – oder vielleicht (ganz a-personal) auch „Vertrauen“ in unsere individuelle Einbezogenheit in die Gemeinschaft aller Mitgeschöpfe. Am liebsten nenne ich diese Instanz „Liebesfähigkeit“ oder „Kraft der Liebe“⁴⁵. Jedenfalls müsste es eine Begrifflichkeit sein, die übereinstimmt mit der Erkenntnis Meister Eckharts, der davon spricht, „dass etwas in der Seele ist, das Gott so verwandt ist, dass es eins ist und nicht vereint“⁴⁶ mit uns.

Ich weiß nicht, liebe Freundinnen und Freunde, ob ihr es auf Anhieb spürt und bemerkt: Dieses Gottesverständnis ist eines, das uns Quäkern sehr vertraut ist. Es ist ein Verständnis, das die Instanz „Gott“ ein Stück weit herausholt aus sakralen und sakramentalen Verrichtungen, die das Leben von Menschen vielleicht nur an Sonn- und Feiertagen kennzeichnen. Es ist nicht festgelegt auf ein Bild von einem Gott, der als Herrscher und Übervater, als Ankläger und Richter im Himmel thront und uns von dort mit Geboten und Strafandrohungen einschüchtert. Der Gott des so genannten Liebesgebots ist vielmehr eine Instanz, die aus unserem Alltag nicht wegzudenken ist; er ist die Liebe und das Vertrauen zu uns selbst, er ist das Vertrauen und die Liebe zu unseren Mitmenschen, und er ist die Fähigkeit, diese beiden unzertrennlichen Weisen der Liebe miteinander in Einklang zu bringen, indem er ihnen einen Grund und eine Mitte gibt.

So hat es, wenn ich es mir abschließend genau überlege, mit dem Liebesgebot etwas recht Merkwürdiges auf sich:

- Bei der „Liebe“, von der dort die Rede ist, handelt es sich weder darum, was die meisten Menschen im Alltagsgebrauch unter „Liebe“ oder „lieben“ verstehen;
- noch geht es bei der „Liebe“ hauptsächlich und in erster Linie um ein Gebot; denn „lieben“, wie es hier verstanden wird, kann man sich nicht befehlen und befehlen lassen, sondern es nur freiwillig tun.
- In seiner gebräuchlichen Übersetzung als „Nächster“ wird der Mitmensch, der dort angesprochen wird, nicht voll erfasst; denn gemeint ist auch der Fernste, der Ferne, der Fremde – der „Feind“, dem man sich entfenden kann: indem man ihm vergibt und/oder mit ihm streitet: freilich ohne Gewaltanwendung.
- Bei all der von mir wahrgenommenen Unterschiedlichkeit zwischen mir und dem anderen Menschen werde ich angeregt, ihm als einem Wesen zu begegnen, das mir – in seiner Würde, seinem Wert, seinem Recht – gleicht:
- das mir gleicht in seiner Geschöpflichkeit (als *Mitgeschöpf*); das mir aber auch darin gleicht, dass wir vom Schöpfer als seine *Mitschöpferinnen* und *Mitschöpfer* geschaffen sind und uns so verstehen können.

⁴⁴ Martin Buber, *Urdistanz und Beziehung* [1950]. Lambert Schneider, Heidelberg 1978, S. 36f – ich verdanke es der Freundin Roswitha Jarman, dass sie mich in der Cary-Vorlesung des vorigen Jahres (*Vom Wesen und Werk der Liebe*) auf diese wunderbare Aussage im Werk Martin Bubers aufmerksam gemacht hat.

⁴⁵ vgl. Robert F. Antoch, *Gütekraft: Kraft der Liebe*, In: Martin Arnold & Gudrun Knittel (Hg.), *Gütekraft erforschen*. Verlag Versöhnungsbund, Minden 1999, S. 58ff

⁴⁶ Meister Eckehart, *Deutsche Predigten und Traktate*. Carl Hanser, München 1963, S. 215 – Vgl. dazu auch Josef Quint in seiner *Einleitung* in die von ihm übersetzte Ausgabe von: Meister Eckehart, *Deutsche Predigten und Traktate*. Carl Hanser, München 1963: „Seine mystisch-intuitive Schau gab Eckehart die Gewissheit, dass der Wesenskern der menschlichen Seele und der göttliche Seinsgrund irgendwie von gleicher Artung sein müssten, dass Mensch und Gott zutiefst in ihrem Sein auf eine in begrenztem Begriff nicht voll zu fassende und aussagbare Weise einander verbunden seien“ (S. 22).

- Dabei ist zu berücksichtigen, dass die „Liebe zu sich selbst“ alles andere als eine Selbstverständlichkeit ist; vielmehr geht es dabei um eine Aufgabe, die uns unter Umständen gar nicht so leicht fällt, weil sie das wahrhaftige Hinschauen auf unsere Fehler und Schwächen wie auch das nachfolgende Annehmen dieser fremden Seiten einschließt.
- Darüber hinaus wird die „Liebe zu sich selbst“ immer wieder mit Rücksichtslosigkeit oder so etwas wie „Selbstsucht“ verwechselt und dabei verkannt, dass Selbstliebe für das „Lieb-halten“ der Mitmenschen eine notwendige Voraussetzung darstellt; was einschließt,
- dass zur Gleichzeitigkeit von Selbst- und Nächstenliebe das Festhalten an einem gerechten Umgang miteinander und für das Gemeinwohl gehört: dass das „Lieb-halten“ also nicht ausschließlich auf Gewähren-lassen, sondern auch auf Auseinandersetzung mit dem Mitmenschen und auf einen entschiedenen Einsatz für das als Recht Erkannte und gegen das Unrecht („Paroli bieten“) hinausläuft.
- ICH, der Herr, bin dir gegenüber nicht einfach nur der Macher, Schöpfer und Befehlshaber; ich bin vielmehr die Quelle, die Kraft und die Mitte der Schöpfung: der, der seine Geschöpfe zum Mittun, zum Mitschaffen anregt und einlädt.

Wenn ich versuche, alle diese ausschlaggebenden Elemente in meinem Verständnis des so genannten Liebesgebots und des auf dieses An-Gebot gegründeten gütekräftigen Handelns zu berücksichtigen, dann komme ich zu folgender Formulierung:

**Gehe achtsam, freundlich, verständigungsbereit
und auch entschieden um
mit dir und mit allen deinen Mitmenschen.**

**Als Mitgeschöpfe sind sie wie du,
und du bist wie sie:
zum verantwortlichen Mittun an der Schöpfung
fähig und berufen.**

**Der Glaube an die gemeinsame Mitte
ist die Kraft, die uns dabei trägt.**

Und eben dieser Aufruf zum entschiedenen Mittun an der Schöpfung appelliert meinem Verständnis nach an „das Göttliche in jedem Menschen“: an seine Fähigkeit zu lieben.

Anhang

Adam Curle

Über die Kraft der Liebe

aus: THE QUAKER PEACE TESTIMONY, Friends House London, July 1993
(Übersetzung: Robert F. Antoch)

Ich wurde gebeten, über die **Kraft der Liebe** zu sprechen, 15 Minuten lang.
Aber sie ist es, die ich bin, was du bist und die Welt überhaupt.
Ohne diese Kraft würden wir nicht sein. Sie ist es, die wir sind.
Wir sind ihr Produkt, ihr Wesen, und wir verwirklichen
Liebe, die die effektivste Form von Energie darstellt.
Im Vergleich mit der **Liebe** ist Kernkraft nichts, null und nichtig.
Was also kann ich sagen über sie in 15 Minuten?

Ich will das Thema mal praktisch angehen. - Obwohl **Liebe ist**
und alles, was nicht **Liebe** ist, nicht ist, nichts als Illusion,
haben wir uns doch auseinanderzusetzen mit dieser Illusion.
Sie ist die Quelle unserer Sorgen und dessen, was wir das Böse nennen.
Die Illusion, dass wir **nicht Liebe** sind oder **nicht lebenswert**, ist ein Panzer um unsere Herzen.
Sie verschließt uns den Blick dafür, dass du und ich eins sind
wie die Wellen im Ozean - jeder scheinbar für sich
und doch nur ein Kräuseln im selben ewigen Meer.

Dieser Irrtum schnürt uns ein innerhalb unserer winzigen kleinen Identität,
in unserem begrenzten Schein-Selbst.
Das weiß nichts von dem unsichtbaren wirklichen Selbst, das uns alle umschließt,
in dem wir alle vereint sind, ohne das Geringste unserer Individualität einzubüßen:
das wunderbare Geheimnis unserer Einheit in der Vielfalt.

Verloren in diesem Schein kämpfen wir um die Verwirklichung dessen,
was es gar nicht gibt, schlagen verzweifelt um uns wie Gespenster,
die in einem verwunschenen Spiegelsaal schattenboxen
und bringen Leid über uns und die andern.
Die Kraft ist da, aber wir bringen es nicht fertig, sie zu nutzen.
Denn wir haben vergessen, dass es sie gibt - nicht dort draußen, sondern in uns selbst -
und dass es die **Kraft der Liebe ist**, die wir sind.
Stattdessen lassen wir uns leiten von trügerischen Kräften:
von Gier, von Angst, von Hass, von Neid, von Frust und Schuld,
die uns einnehmen und schwächen und uns die Wirklichkeit verstellen.

Wie können wir ihn sprengen, den Panzer um unser Herz?
Wie können wir sie ablegen, die Scheuklappen, die unseren Blick einengen?
Wie können wir uns öffnen, unseren Blick dafür schärfen
und unser Bewusstsein dafür erweitern: dass die anderen wir selber sind
und dass dieses WIR, endlos, wie es ist, den ganzen Kosmos beinhaltet?
Was können wir tun, um endlich anzuerkennen, dass wir Teilhaber sind
an all seinem Glanz, an seiner Herrlichkeit und an der unermesslichen Kraft,
die es hervorgebracht hat, die es selber ist, und die durch nichts beeinträchtigt werden kann -
am wenigsten durch unsere plumpen Torheiten.

Wie denn? - Einfach **lieben!**
Löst die Bremsen, öffnet die Fenster, reißt die Türen auf, schaltet die Diebstahlssicherungen ab.
Liebe kann nicht gestohlen werden, sie hat die Macht, den stärksten Dieb zu entwaffnen.
Sie haben das alle genau gewusst:
Jesus und Gandhi, Buddha und Mutter Theresa und andere mehr -
dich und mich inbegriffen.
Wir brauchen bloß diese Wahrheit zu erkennen und zu leben.

Psychoanalytiker über das Gebot: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“

Sigmund Freud

(„Das Unbehagen in der Kultur“ [1930], Studienausgabe Bd. IX, Fischer, Frankfurt 1977, S. 268)

Das Gebot „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ ist die stärkste Abwehr der menschlichen Aggression und ein ausgezeichnetes Beispiel für das unpsychologische Vorgehen des Kultur-Über-Ichs. Das Gebot ist undurchführbar; eine so großartige Inflation der Liebe kann nur deren Wert herabsetzen, nicht die Not beseitigen. Die Kultur vernachlässigt all das; sie mahnt nur, je schwerer die Befolgung der Vorschrift ist, desto verdienstvoller ist sie. Allein wer in der gegenwärtigen Kultur eine solche Vorschrift einhält, setzt sich nur in Nachteil gegen den, der sich über sie hinaussetzt. Wie gewaltig muss das Kulturhindernis der Aggression sein, wenn die Abwehr derselben ebenso unglücklich machen kann wie die Aggression selbst! Die sogenannte natürliche Ethik hat hier nichts zu bieten, außer der narzisstischen Befriedigung, sich für besser halten zu dürfen, als die anderen sind. Die Ethik, die sich an die Religion anlehnt, lässt hier ihre Versprechungen eines besseren Jenseits eingreifen. Ich meine, solange sich die Tugend nicht schon auf Erden lohnt, wird die Ethik vergeblich predigen.

Erich Fromm

(„Psychoanalyse und Religion“ [1950], Gesamtausgabe Bd. VI, Deutsche Verlags-Anstalt, München 1999, S. 275f)

Es gibt keinen überzeugenderen Beweis dafür, dass das Gebot „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ die wichtigste Lebensnorm ist und seine Verletzung die Grundursache von Unglücklichsein und Geisteskrankheit, als das Material, das ein Psychoanalytiker im Laufe seiner Praxis sammeln kann. Was für Klagen der neurotische Patient auch immer vorbringen mag, welcher Art immer seine Symptome seien – stets steckt die Wurzel in der Unfähigkeit zu lieben, wenn wir mit Liebe die Fähigkeit meinen, die Fürsorge und die Verantwortung für, die Achtung und das wissende Verstehen um eine andere Person zu erfahren und den ausdrücklichen Wunsch, dass der andere wachsen möge. *Analytische Therapie ist im Wesentlichen ein Versuch, dem Patienten zum Erwerb oder zum Wiedergewinn seiner Liebesfähigkeit⁴⁷ zu verhelfen.* Wenn das Ziel nicht erreicht wird, können höchstens oberflächliche Wandlungen eintreten.

Die Psychoanalyse zeigt auch, dass Liebe ihrer Natur nach nicht auf eine Person beschränkt bleiben kann. Wer nur einen Menschen liebt und für seinen Nächsten keine Liebe übrig hat, beweist damit, dass die Zuneigung zu dem einen Menschen eine Bindung ist, die auf Unterwerfung oder Beherrschung beruht, aber keine Liebe ist. Und wer seinen Nächsten liebt, aber nicht sich selbst, hat in Wahrheit auch keine echte Liebe zum Nächsten. Liebe beruht auf einer Haltung der Bejahung und der Achtung vor dem anderen, und wo einer diese Haltung nicht auch sich selber gegenüber aufbringt, der doch schließlich auch ein Mensch und ein Nächster ist, da ist sie überhaupt nicht vorhanden.

⁴⁷ Fußnote RFA: Zu diesem Verständnis von Erich Fromm fällt mir ein Ausspruch des Romantikers Novalis ein; der lautet: „Jede Verbesserung unvollkommener Constitutionen läuft darauf hinaus, dass man sie der Liebe fähiger macht“. (Zit. aus: *Glauben und Liebe / Politische Aphorismen* [1798]. In: *Schriften*, Band II. Wiss. Buchges. Darmstadt 1978, S. 306).

Eine Zen-Geschichte

Ein Soldat kam zu dem Zen-Meister Hakuin (1685-1768) und fragte:

”Gibt es ein Paradies und eine Hölle?”

”Wer bist du?” fragte Hakuin.

”Ich bin ein Samurai”, erwiderte der Krieger.

”Du, ein Soldat!”, rief Hakuin aus. ”Welcher Herrscher würde dich zu seinem Schutz haben wollen! Dein Gesicht sieht aus wie das eines Bettlers.”

Der Soldat wurde zornig und zog sein Schwert, aber Hakuin fuhr ungerührt fort: ”So hast du also auch ein Schwert! Deine Waffe ist wahrscheinlich viel zu stumpf, um mir den Kopf abzuschlagen.”

Als der Krieger mit seinem Schwert herumfuchtelte, bemerkte Hakuin:

”Hier öffnen sich die Tore der Hölle!”

Bei diesen Worten stieß der Samurai sein Schwert wieder in die Scheide und verbeugte sich.

”Hier öffnen sich die Tore des Paradieses”,
sagte Hakuin.

Dorothee Sölle

Der dritte Weg

in: *zivil und ungehorsam – gedichte*. Fietkau, Berlin 1990, S. 137

Wir sehen immer nur zwei wege
sich ducken oder zurückschlagen
sich kleinkriegen lassen oder
ganz groß rauskommen
getreten werden oder treten

Jesus du bist einen anderen weg gegangen
du hast gekämpft aber nicht mit waffen
du hast gelitten aber nicht das unrecht bestätigt
du warst gegen gewalt aber nicht mit gewalt

Wir sehen immer nur zwei möglichkeiten
selber ohne luft sein oder anderen die kehle zuhalten
angst haben oder angst machen
geschlagen werden oder schlagen

Du hast eine andere möglichkeit versucht
und deine freunde haben sie weiterentwickelt
sie haben sich einsperrren lassen
sie haben gehungert
sie haben die spielräume des handelns vergrößert

Wir gehen immer die vorgeschriebene bahn
wir übernehmen die methoden dieser welt
verachtet werden und dann verachten
die andern und schließlich uns selber

Lasst uns die neuen wege suchen
wir brauchen mehr phantasie als ein rüstungsspezialist
und mehr gerissenheit als ein waffenhändler
und lasst uns die überraschung benutzen
und die scham, die in den menschen versteckt ist

Über das Lieb-halten als metapsychisches und metaphysisches Faktum: als Weg und Ziel zum inneren und äußeren Frieden

1. Wer ist gemeint?
 - jeder andere Mensch, nicht nur der *Nahe*, auch nicht nur der *Nächste*, sondern: auch der *Fernste* und damit auch der *Feind*: also jeder Mensch als *Mitgeschöpf*
 - und vor allem auch *ich selbst* im Umgang mit meinen inneren Spannungen und Konflikten: der gewaltfreie Umgang mit mir selbstdas zugrunde liegende Prinzip ist das der **Gleichwertigkeit aller Menschen**

2. Was ist mit Lieb-halten gemeint?
 - die Haltung der *Anerkennung* und *Wertschätzung*, dass alle Menschen als Mitgeschöpfe und Mitschöpfer *potentielle Freunde* sind
 - die Haltung, dass sich jeder Mensch der Erhaltung und Entfaltung der Schöpfung einem *gerechten Umgang miteinander* verpflichtet weiß – oder sich wenigstens daran erinnern lässt
 - die Haltung, dass es möglich ist, zu allen Menschen eine *wohlwollende*, auf *Verständnis* und *Verständigung* ausgerichtete Beziehung aufzunehmen
 - die *Wertschätzung des Augenblicks*; das Vertrauen, dass Lieb-halten *immer*, also *in jedem Augenblick* möglich istdas zugrunde liegende Prinzip ist das **dialogische Prinzip**

3. Was ist mit Lieb-halten nicht gemeint?
 - ein *Gefühl*, in dem ich mich zu jedem andern in einer *immerfort bestehenden* und *aufrecht erhaltenen Sympathie* hingezogen weiß
 - eine Haltung, die mich verpflichtet, den andern *jederzeit gewähren* zu lassen
 - dass ich mich einem *moralischen Gebot* füge und ihm Gehorsam leistedie zugrunde liegenden Prinzipien sind die der **Freiheit der Gefühle** und der **Freiheit des Handelns**

4. Was sind die Voraussetzungen für diese Haltung?
 - dass ich *mich selbst lieb halten* und eine auf *personaler Differenzierung* aufbauende wohlwollende Haltung zu mir selbst einnehmen kann und will
 - dass ich meine *Angst* und meine *Gier*, meine gesteigerten Bedürfnisse nach *Größe*, *Macht* und *Sicherheit* beherrschen und kontrolliert halten kann
 - dass ich stattdessen auf die *Eingebung des schöpferischen Augenblicks* vertrauen kann
 - die Entwicklung eines *Sinns für das Selbstsein im Bezogensein*: ein Gespür dafür, dass das Ego als isolierte Individualität ein Trugbild istdie zugrunde liegenden Prinzipien sind die der **bewussten Selbsterkenntnis**, des **Vertrauens** und des **Lebensmutes**

5. Was ist der Hintergrund dieser Haltung?
 - ICH – der Schöpfer
 - ICH – der seine Geschöpfe in jedem Augenblick des prinzipiell freien Akts der Mitschöpfung für fähig und würdig hält
 - ICH – als Garant der freien Entscheidung, die angebotene Möglichkeit zum Mittun an der Schöpfung (= „das Göttliche in jedem Menschen“) anzunehmen oder nicht.das zugrunde liegende Prinzip ist das der **Freiheit als höchster Wert** verbunden mit dem **Prinzip der Verantwortung**

Über Gütekraft

Versuch einer zusammenfassenden Definition

Gütekraft

also **die Kraft, in der Haltung von Güte bzw. Wohlwollens** zu handeln, entspringt der festen Überzeugung, die Arbeit an Konflikten „**beziehungs-zentrisch**“ statt egozentrisch, also **dialogisch** statt mono-logisch bzw. aus der Begegnung mit dem andern statt aus der (besserwiserischen) Ich-Abkapselung gestalten zu können.

Und zwar aus der Begegnung mit **allen Menschen**, vor allem auch mit Konfliktgegnern: also **uneingeschränkt** bzw. **unbedingt**. Ein solcher Akt der „**Entfeindung**“ ermöglicht die gegenseitigen „**Entängstigung**“ bzw. **Ermutigung**. Grundlage dafür ist die Annahme der **Gleichwertig-keit** aller Menschen (Geschwisterlichkeit; Menschenwürde) und das darauf gegründete **Wohlwollen** allen Menschen gegenüber.

Damit prägen **Güte bzw. Wohlwollen** sowohl das Ziel wie auch das Mittel des gütekräftigen Handelns. Es widersetzt sich der Neigung, Gewalt mit Gewalt zu beantworten („Spirale der Gewalt“) und bildet mit der Option, wohlwollend auf Wohlwollen zu reagieren, den Kern einer mit Überzeugung und Willen gelebten Gewaltfreiheit; im günstigen Fall entsteht eine „Spirale der Güte“.

In der Arbeit an Missständen und Konflikten geht es darum, das als gut, richtig und gerecht Angesehene dem anderen nicht aufzuoktroyieren, sondern um die Kraft, sich mit ihm darüber zu **verständigen** und damit die notwendigen Korrekturen zur Erreichung von gemeinsam als gerecht verstandenen Verhältnissen vorzunehmen, und zwar miteinander, mit-schöpferisch, also „**konkreativ**“.

Mit dem Willen bzw. in der Bereitschaft, sich, seine eigenen Ziele und Interessen ohne Bedingungen den Zielen und Interessen der Gegenseite auszusetzen, entsteht und wächst **die Kraft, sich von der Bereitschaft zur dialogisch-konkreativen Verständigung** leiten zu lassen.

Biographie

Robert F. Antoch

- 1945 geboren in Trautenau / Riesengebirge (heute: Tschechische Republik)
- 1946-1947 Vertreibung nach Niederbayern
- bis 1951 Kindheit auf dem Land
- bis 1964 Schulbesuch und Jugend im Ruhrgebiet
- 1964 -1968 Studium der Psychologie – zeitweise als Stipendiat gefördert von
der Bischöflichen Studienförderung *Cusanuswerk*
- 1969-70 Assistent am *Psychologischen Institut der Universität Hannover*
- seit 1969 verheiratet mit Ute (geb. Boenecke)
- bis 1971 Psychologe in einer Werbeagentur in Düsseldorf
- 1971 Beteiligung an der Gründung des *Alfred-Adler-Instituts in
Düsseldorf,* Beginn der Ausbildung zum Psychotherapeuten /
Psychoanalytiker
- 1972 / 1977 Geburt von Sohn Patrick / Geburt von Tochter Johanna
- 1972-1985 Assistent, Dozent und Studienberater am *Erziehungswissenschaftlichen
Institut der Universität Düsseldorf*
- 1976 Promotion
- seit 1981 Mitglied der *Religiösen Gesellschaft der Freunde* (Quäker)
Mit-Herausgeber der *Alfred-Adler-Werkausgabe* im Fischer Taschenbuch
Verlag
- 1985 Niederlassung als Psychotherapeut und Psychoanalytiker in Düsseldorf-Kaiserswerth
- seit 1985 Engagement in verschiedenen Gruppen der Friedensbewegung wie im
Friedensausschuss der *Religiösen Gesellschaft der Freunde* (Quäker)
- seit 1987 Versuche der Verweigerung des Steueranteils für militärische Zwecke
im Rahmen der *Friedenssteuerinitiative / Netzwerk Friedenssteuer*
- 1993 Mitpreisträger des *Aachener Friedenspreises* im Rahmen der Verleihung
des Preises an das *Netzwerk Friedenssteuer*
- 2003 Mitglied der *Martin-Buber-Gesellschaft*

Cary-Vorlesungen seit 1936

- 1936 Hans Albrecht: "Urchristentum, Quäker und wir"
1937 Alfons Paquet: "Die Religiöse Gesellschaft der Freunde"
1938 Thomas Kelly: "Das Ewige in seiner Gegenwärtigkeit und zeitliche Führung"
1939 Carl Heath: "Das Leben, ein Gebet"
1940 Walther und Johanna Rieber: "Lebensbejahung"
1947 D. Emil Fuchs: "Die Botschaft der Bibel"
1948 Robert Limburg: "Gandhi und wir"
1949 Margarethe Geyer: "Die Gewissenskrise unserer Zeit und die Bibel"
1950 Otto Frick: "Die Kraftquellen unseres Lebens"
1951 Manfred Pollatz: "John Woolman. Von der schöpferischen Kraft der Persönlichkeit"
1952 Cornelius Kruse: "Rufus M. Jones und sein Werk"
1953 Willy Wohlrabe: "Die göttlichen Kreise"
1954 E.A. Otto Peetz: "Berufung und Sendung"
1955 Wilhelm Mensching: "Was bedeutet uns Paulus"
1956 Henriette Jordan: "Vom Wesen der Begegnung"
1957 Ruth E. von Gronow: "Die Stellung der Bibel in der Gesellschaft der Freunde"
1958 Margarethe Lachmund: "Der innere Friede und die notwendige Unruhe"
1959 Fred Tritton: "Quäker im Atomzeitalter"
1960 D. Emil Fuchs: "Jesus und wir"
1961 Horst Brückner: "...auf dass wir leben"
1962 Elisabeth Rotten: "Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit und Frieden"
1963 Roland L. Warren: " Prophet - Vermittler - Versöhner"
1964 Walther Rieber: "Quäkerhaltung in unserer Zeit"
1965 Helene Ullmann: "Der Mut zur reinen Tat. Richard Ullmann, sein Leben und sein Werk"
1966 Otto Buchinger: "Geistige Vertiefung und religiöse Verwirklichung durch Fasten und meditative Abgeschlossenheit"
1967 Margaret S. Gibbins: " Sucht, Findet, Teilt: Jetzt ist die Zeit"
1968 Douglas V. Steere: "Gegenseitige Erleuchtung. Ein Quäker-Standpunkt zur Ökumene"
1969 Annemarie Cohen: "Mitmenschliche Verantwortung - Realität des Alltags"
1970 Eva Hermann: "... in dem, was ewig ist ..."
1971 Ekkehard Stein: "Gott braucht Menschen"
1972 Otto Czierski: "Das Schöpferische in einer gefährdeten Welt"
1973 William R. Fraser: "Einige Aufgaben und Möglichkeiten der Erziehung"
1974 David Blamires: "Schöpferisches Zuhören"
1975 Gerhard Schwersensky: "Gott, Religion und die Konfessionen" Versuch einer Klärung
1976 Hans Haffenrichter: "Woher die Bilder kommen – Gedanken über Kunst und Meditation"
1977 Hans Schuppli: "Konsequenzen einer Quäker-Glaubenshaltung"
1978 David Eversley: "Wege der Gemeinsamkeit in einer Zeit des Zwielfichts"
1979 Heinrich Carstens: "Alles ist Euer - Ihr aber seid Gottes"
1980 Elisabeth Hering: "Das Vermächtnis der frühen Freunde – Anruf und Auftrag an uns"
1981 Margarethe Scherer: "Was nennt Ihr mich Herr, Herr! Und tut doch nicht, was ich sage?"
1982 Duncan Wood: "Frieden schaffen im Glauben und Handeln der Quäker"
1983 Georg Schnetzer: "Fürchtet Euch nicht ..."
1984 Pleasaunce Holtom: "Lasst Euer Leben sprechen"
1985 Hans Petersen: "Einzelheiten zum Ganzen"
1986 Helga und Konrad Tempel: " ... dass man da wohnen möge...."
1987 Wolfgang Harms: "Der Raum der Stille im Alltäglichen"
1988 Ines Ebert: "Es ist ein Licht in jedem Menschen"
1989 Annelies Becker: "Glauben, der nicht zu Taten führt, ist ein lebloses Ding"
1990 Helmut Ockel: "Bin ich meines Bruders Hüter?"
1991 Paul Oestreicher: "Die Quäker: Ein Orden in der Gemeinschaft der Christen?"
1992 Heinz Röhr: "Quäker sein zwischen Marx und Mystik"
1993 Maurice de Coulon: "Jesu Nachfolge heute - Vom Erlöser zum Leitbild"
1994 Harvey Gillman: "Spirituelle Freundschaft - Neue Modelle/Neue Beziehungen"
1995 Annette Fricke: "Meine Erfahrung der Botschaft von George Fox durch seine Episteln"
1996 Heinrich Brückner: "Kinder zwischen naiver und intellektueller Religiosität"
1997 Inge Specht: "Soziale Zeugnisse der Quäker"

- 1998 Hans-Ulrich Tschirner: "Quäker in der Gesellschaft"
1999 Dori Verness: "Das Sichtbare verwandeln. Ein Leben in Versunkenheit inmitten von zielbewusst handelnden Menschen"
2000 Kurt Strauss: "Quäkerglaube, Quäkerzeugnis und Quäkerarbeit – Gestern, heute und morgen"
2001 Rex Ambler: "Licht darin zu leben. Erkundungen in der Spiritualität der Quäker"
2002 Roswitha Jarman: "Vom Wesen und Werk der Liebe"